This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

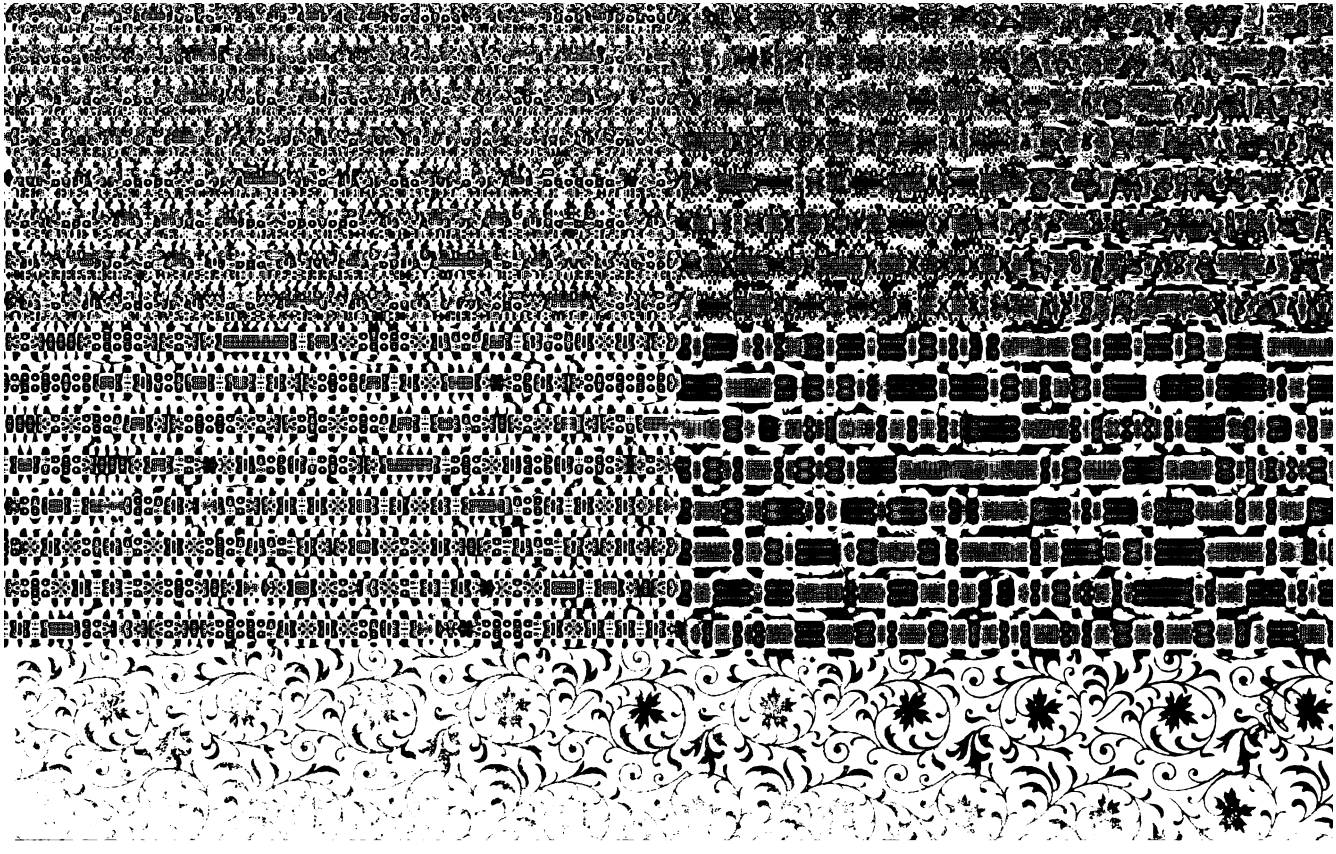
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Darstellung

Beweis

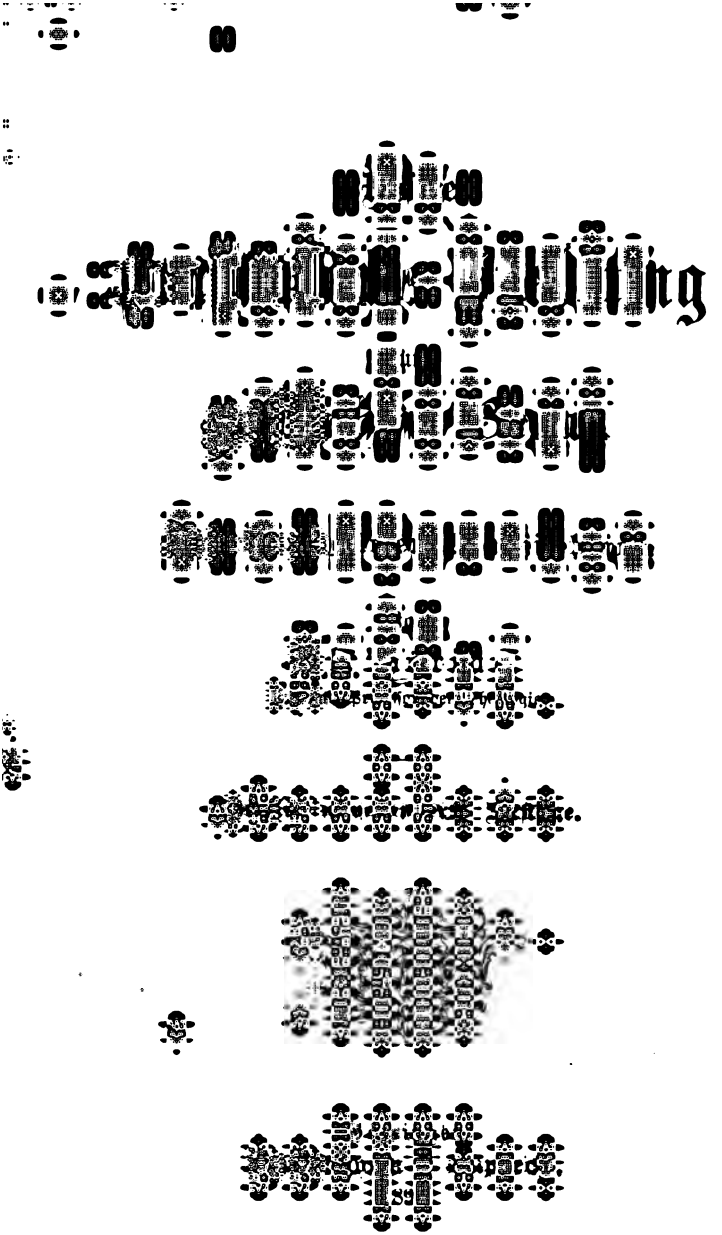
von

Th. Häring.



Unſere perſönliche Stellung zum geiſtlichen Beruf.

5.



Das Recht der Übersetzung wird vorbehalten.

BV
662
.H3
1894

Vorwort zur ersten Auflage.

Zuhörer dieser Vorlesungen haben ihren Druck als Gruß der Erinnerung gewünscht. Mögen sie freundlich ergänzen, was, wie ich mir nicht verhehlen kann, bei derartigen Dingen dem geschriebenen Worte abgeht. Und herzlich freuen wollte ich mich, wenn auch anderen dadurch die „persönliche Stellung zum geistlichen Beruf“ aufs neue klar und je nach Bedürfniß erleichtert oder erschwert würde.

Ueber die Absicht und Art der Vorträge habe ich mich am Anfang ausgesprochen. Also braucht es nicht der Versicherung, daß sie etwas anderes sein wollen, als was man sonst mit Recht unter „Vorlesungen“ versteht. Außerdem läßt sich vieles vermissen und anderes für überflüssig halten, aber bei solchen Versuchen hat auch die Eigenart und selbst der Augenblick mehr Recht als sonst.

Göttingen, Oktober 1893.

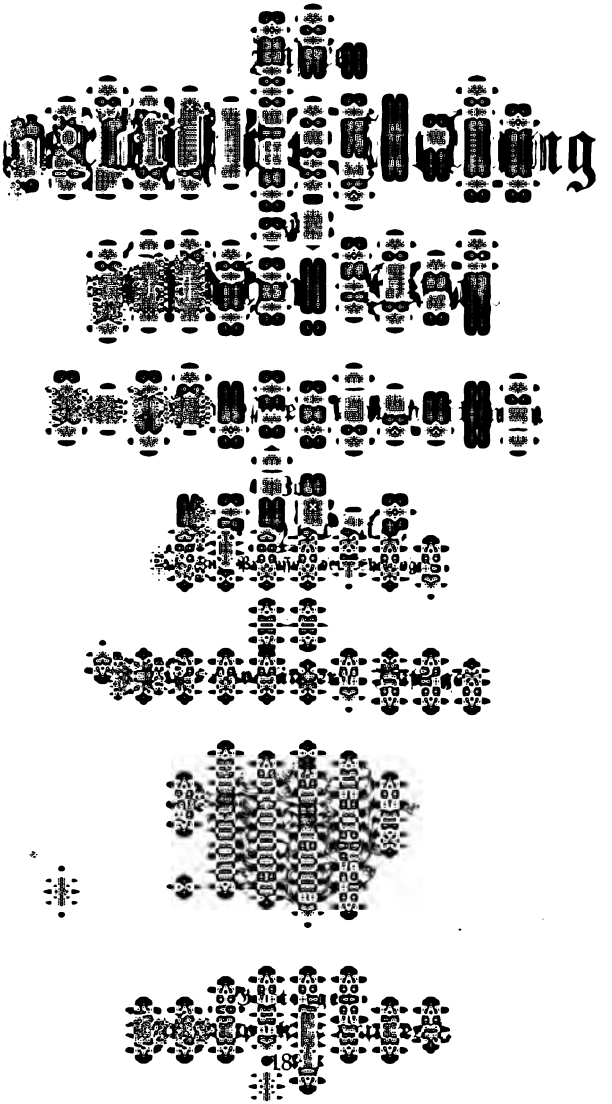
Th. Häring.

Druck
sie
ehlen
Worte
wenn
zum
dürf=

e ich
nicht
ollen,
gen"
und
Ver=
enblick

ung.

Unſere perſönliche Stellung zum geiſtlichen Beruf.



gewinnen soll, den nichts ihm geben, nichts ihm nehmen kann, „Seele", „Person" im christlichen Sinn.

Aehnlich ist es mit dem Worte Beruf. Das Wort persönlich ist ein Appell an unsere Freiheit. Ebenso ist auch das Wort „Beruf" ein solcher. Beide hängen zusammen. Es giebt keine Persönlichkeit in dem gemeinten Sinne ohne Beruf, und keinen Beruf im vollen Sinne ohne persönliche Stellung zu demselben. Jenes nicht, denn die Persönlichkeit, die wir meinen, ist nicht sprödes sich Abschließen und Isolieren, nicht ein sich selbst Genugsames, — hinaus drängt sie in die Welt der anderen Persönlichkeiten hinein. Wir werden Person nur in der Wechselwirkung mit einander, nehmend und gebend, siegend und besiegt. Wie dieser Zusammenhang gedacht wird, das ist in jeder Weltanschauung verschieden. Als Christen wissen wir, es giebt ein Reich der Liebe, in der Gemeinschaft mit dem persönlichen Gott der Liebe können wir nicht stehen, ohne in diesem Reiche aller persönlichen Geister zu stehen. Aber daß wir solche Personen werden, in diesem Reich der Liebe eine Stelle gewinnen, das kann nur im Berufe geschehen. Lieben ins allgemeine ist ziellose Einbildung, häufig genug mit Menschenverachtung gepaart. An irgend einem Punkte gilt es zu zeigen, ob man etwas werden will und kann. Und das nennen wir Christen Beruf von dem großen Berufer her, der jeden an seine Stelle weist.

Aber eben deswegen können wir auch unseren Beruf nicht erfüllen, ohne daß wir eine persönliche Stellung zu ihm gewinnen, in ihm Personen werden wollen. Sonst ist der Beruf nicht Beruf, sondern nur Geschäft.

Also es sei ein Appell an Sie und zwar als an

ein wichtiges Teil des „Adels der deutschen Nation,“ wenn wir von der persönlichen Stellung zu unserem Beruf miteinander sprechen. Denn wirklich die akademische Jugend ist in besonderem Sinn Adel deutscher Nation. Nicht zur Schmeichelei sei das geredet, damit thun wir uns den schlechtesten Gefallen, aber um uns deutlich zu machen, wozu wir da sind, was von uns gefordert ist. —

Im Blick auf unseren Beruf tauchen aber sofort ganz besondere Schwierigkeiten vor uns auf. Wir gewinnen, um es kurz zu sagen, viel schwerer die rechte persönliche Stellung zu unserem Beruf als andere zu dem ihrigen, weil unser Beruf ein eigenartig hoher und schwieriger ist und deshalb noch unmittelbarer eine persönliche Stellung fordert, als mancher andere. Denken Sie einen Augenblick mit mir an Commilitonen der anderen Fakultäten. Es kann uns die Begeisterung junger Mediziner ans Herz greifen: welche Lust des unbegrenzten Entdeckens und welche Kraft der Hingabe an das Nächstliegende, daher auch welches Beherrschtsein des ganzen Menschen von dem, was ihn wissenschaftlich bewegt! Wie von selbst wachsen Person und Beruf zusammen. Und wenn dies bei vielen zunächst nicht der Fall ist, so empfinden wir es nicht so brennend als unwürdigen Widerspruch von Ideal und Wirklichkeit. Mancher wird im späteren Leben, wie man sagt, noch ein „ordentlicher“ Arzt oder Beamter, der auf der Hochschule eine „persönliche Stellung zu seinem Beruf“ weder gesucht noch gefunden, ja er ist vielleicht eine ganz „anständige Figur“, Leben und Amt machen ihn einigermaßen zur „Person.“ Ihr Beruf ist eine

anerkannte Größe im allgemeinen Bewußtsein, er hat auch wirklich eine erzieherische Kraft in sich, und so wird man „etwas“, sozusagen von selbst. Bei uns heißt es offenbar mehr und weniger, jemand sei noch „ein ganz ordentlicher Pastor geworden.“

Die rechte persönliche Stellung zu unserm geistlichen Beruf ist überhaupt und an und für sich, daher auch immer schwerer zu finden gewesen, als zu anderen Berufsarten. Plato sagt, Größeres gebe es nicht, als mit göttlichen Dingen umzugehen. In dieser Größe liegt die Schwierigkeit. Rothe meint, und so wie er es versteht, zweifellos mit Recht, Religion sei kein Beruf. Das ist nur der Fall, weil wir in unserm Beruf, so gut wie in jedem andern, dem Nächsten dienen; aber diesen eben im Höchsten, in der Religion. Also bleibt dieser Beruf, auch wenn wir alle die besonderen Gaben, die zum Wirken auf Andere befähigen, als vorhanden setzen, einzigartig schwierig. Mit allem Nachdruck, wie ihn ein persönliches Opfer verleiht, wird uns gerade gegenwärtig vorgehalten: der Pfarrersberuf ist „der sittlich gefährdetste“ von allen. Haben wir selbst so viel vom Besten, daß wir sittlich berechtigt sind, es andern anzubieten? — In der That, bloße Routine, überall bedauerlich, ist für uns verwerflich, abscheuliche Heuchelei.

Eine sinnbildliche Aeußerung dieses Gefühls war es, wenn in der alten Kirche die zum Bischofsamt Berufenen sich ihm durch die Flucht entzogen. Auch das konnte, wie alles in der Welt, zur bloßen Form werden, so ursprünglich es in den biblischen Vorbildern mit ihren erschütternden Einwendungen, „ich bin zu jung, ich bin von unreinen Lippen“ gelebt hatte. Ja damals gerade wurde

eine Gewohnheit daraus, als die „Geiſtlichen“ nach dem Zeugniß des Kirchenhiſtorikers Dynaſten wurden wie die andern Dynaſten auch. Und ſelbſt in der evangeliſchen Kirche hat es nicht völlig an Zeiten gefehlt, in denen die Schwierigkeit, die rechte perſönliche Stellung zum geiſtlichen Beruf zu finden, gerade darin beſtand, ſich nicht blenden zu laſſen durch äußere Anerkennung, Macht und Beſitz, weil unſer „Amt“ in keinem Gegenſatz ſtand zu dem alten Vers „dat Galenus opes, dat Justinianus honores.“

Freilich, dieſe Sorge wird uns nicht leicht drücken. Auch das beſcheidenere Idyll des Pfarrers von Grünau lebt nur noch in der Dichtung. Aber wir müſſen, um wahr gegen uns ſelbſt zu ſein, geſtehen, die eigenartige Not unſeres Berufs iſt heutzutage noch ganz beſonders gewachſen. Ich meine nicht die Fülle von Anforderungen, die wenigſtens in manchen evangeliſchen Kirchen an den Geiſtlichen geſtellt werden, der in jedem denkbaren Anliegen Beſcheid wiſſen und der Mann für alles ſein ſoll. Das mag ja drücken, aber auch ſpornen. Junger Mut wird dadurch nicht abgeſchreckt, und kluger Sinn läßt ſich nicht verwirren, ſondern ſucht erſt in der Hauptſache feſt zu werden, um dann friſch hinauszuwirken in das Mancherlei, wie Zeit und Kraft es erlauben. Aber wie ſteht es mit der Mißachtung, die unſrem Beruf in weiten Kreiſen entgegengebracht wird? Sind wir dagegen gewappnet, oder wollen wir mit ſaurer Miene die böſe Zeit ſchelten? Als davon die Rede war, bekam ich einmal den Einwand zu hören, hier zu Land ſei noch „der geiſtliche Stand geachtet“. Wer wollte ſich nicht freuen! Aber wer gar ſo ſchnell ſich dabei tröſten kann, daß ihm

eine würdige gesellschaftliche Stellung nicht fehlt, daß man im äußeren Umgang dem Geistlichen mit gewiß oft reichlich verdienter Achtung begegnet, für den wären diese Untersuchungen, zu denen wir uns vereinigt, wertlos. Für jeden, der nicht einsieht, daß in weitesten Kreisen nicht die Achtung vorhanden ist, um die es uns allein zu thun sein soll. Wenn man uns das Evangelium nicht gelten läßt, was ist dann unsrer Person erwiesene Ehre? Wahrlich, wir wären Leute, die mit einem Schein sich zufrieden geben, für den unsere realistische Zeit zu alt geworden. Wir können uns ja nicht verhehlen, daß Unzählige unseren Beruf für etwas ansehen, was eigentlich in der Gegenwart eine Anomalie sei. Doch für ein frisches, mutiges Herz liegt auch ein Reiz darin, wenn es sein soll, zur Minorität zu gehören. Und die Geschichte bezeugt, daß von kleinen Kreisen aus, wenn sie aus Ueberzeugten bestanden, die Zukunft herauf geführt worden ist. Aber das ist noch nicht die eigentliche Schwierigkeit.

Größer ist die, daß vielfach der Verdacht der Unwahrheit auf unserem Berufe liegt. Man kann ihn manchmal wie eine drückende Luft spüren; in Gesellschaft, bei zufälligen Begegnungen legt sich uns die Empfindung auf die Seele: der andere hält mich nicht für ganz ehrlich. Ich denke weniger an die groben Schlagwörter, das Dilemma „Thor“ oder „Heuchler“, sondern an das, was uns auch bei den Edlen und Besten der Gegenwart oft schmerzlich zum Bewußtsein kommt, sie leben so ganz in einer anderen Welt, daß es ihnen schwer fällt, uns zuzutrauen, daß wir mit Ueberzeugung in der unsrigen stehen. Es ist eben das „moderne Bewußtsein“, ob man es zugeben will

oder nicht, ein dem Evangelium tief entfremdetes. Schon äußerlich welch ein Verklingen der Kirchenglocken im Lärm der großen Städte! In den Tagen der neuesten Weltausstellung kommt uns das doppelt zum Bewußtsein, und fast desto mehr, weil sie mit Gebet ist eröffnet worden. Das Unsichtbare, Gott, Gericht, ewiges Leben lebt nicht mehr wie etwas Anerkanntes, etwas Unbezweifeltes in der Gedankenwelt der Menschen. Gab es wohl in früheren Zeiten mehr überzeugte christliche Persönlichkeiten? Die wahrhaft persönlichen Thaten, auch die unscheinbarsten, jeder schlichte Sieg des weltabgeschiedenen Klosterbruders und des weitgereisten Kaufherrn über irgend eine persönliche Versuchung mußte erfochten werden gerade wie von uns. Da ist im letzten Grunde kein Unterschied. Aber ein großer Unterschied ist darin, ob die christlichen Grundgedanken ein unbezweifelter Bestandteil der öffentlichen Meinung sind oder nicht.

Reuter hat uns in seinem berühmten Buche gezeigt, daß auch im Mittelalter, das wir uns so leicht wie ein großes Einerlei von Ueberzeugungen vorstellen, auf dem Bischofsstuhl und in der Klosterzelle genug Menschen der „Aufklärung" rangen und zweifelten. Aber das waren Einzelne, besondere Menschen. Die große Menge, und nicht nur, was wir so heißen, sondern die ganze große Mehrzahl auch der Tüchtigen, Strebenden, lebte in einem gesicherten Gemeinbesitz. Dieses unbefangene Leben in einer anerkannten Weltanschauung ist vorüber. Es kommt uns vielleicht nicht früh und keinenfalls allen gleich bald zum Bewußtsein, und glücklich zu preisen ist, wer lange in dem schützenden Daheim echter Familienfrömmigkeit leben durfte. Aber

irgend wann hört das für uns alle auf, außer wenn wir die Augen zuhalten wollen.

Dennoch könnte ich auch hier noch einmal sagen: dem Mutigen gehört die Welt, und: es wächst der Mensch mit seinen größren Zwecken. Aber, und damit nennen wir erst die tiefste Sorge im Blick auf unsern Beruf, zu Zeiten ist jeder von uns ohne Ausnahme von jenen Zeitzweifeln, von jener Diesseitigkeitsstimmung der Gegenwart selbst innerlich angekränkelt. Und mit einer geheimen Wunde ist nicht gut in den Krieg ziehen. Man hat es in dem Feldzuge von 1870 oft gehört, daß nach den ersten Schlachten unsere Gegner nicht mehr mit der Zuversicht zu kämpfen begannen, die Bürgschaft des Sieges ist.

Wenn die Dinge also stehen, so ist es kein überflüssiges Geschäft, daß wir nach unserer persönlichen Stellung zum geistlichen Beruf uns fragen, die Beweggründe untersuchen, die uns ihm zuführen. Sind es die rechtmäßigen? Das heißt aber, weil diese notwendig von der Sache bestimmt sind, um die es sich handelt: was ist die rechte persönliche Stellung zum geistlichen Beruf? Sodann, weil wir ja noch nicht in diesem Beruf stehen, sondern uns auf ihn vorbereiten: was muß ich thun, wie meine Studienzeit anwenden, um jene rechte Stellung zu gewinnen? Natürlich hängen beide Fragen auf's engste zusammen. Je nachdem das Ziel gedacht wird, je nachdem auch der Weg, der zu ihm führen soll. Stecken wir uns jenes niedrig, so werden wir kaum um den Weg verlegen sein; leuchtet uns das Ziel in steiler Höhe, so sind wir für jeden Rath dankbar, der uns ein Stück Wegs weiter hilft. Kurz also, die beiden Fragen sollen uns beschäftigen: Was ist die rechte

Stellung zum geiſtlichen Beruf? und wie gewinne ich ſie? Warum Theologe und wie? Das Cujas es, mit dem einſt die Burſchen den Ankömmling empfingen, im tiefſten Sinne des Worts, nicht als Frage nach der äußern Herkunft und Landsmannſchaft, ſondern nach dem innern Heimatrecht in Theologie und Kirche; und das quo modo im tiefſten Sinn, nicht als Frage nach den beſten Methoden, Standpunkt und Stellung ſich „anzuſchaffen“, ſondern nach dem rechten Weg zum beſten Ziel.

I.

Um nun von dieſer **rechten Stellung zu unſerm Beruf** auf Grund der richtigen Vorſtellung von ſeinem wahren Weſen genau zu reden, müßte man eigentlich eine Art Phänomenologie aller der Anſchauungen geben, die darüber vorhanden ſind, im Bewußtſein der Genoſſen jenes Berufs wie im Bewußtſein der Zeitgenoſſen; und das würde weiter zurückführen auf eine Vergegenwärtigung der mancherlei Auffaſſungen unſerer Religion ſelbſt, da ja dieſe notwendig das Bild beeinfluſſen, das man ſich von dem Beruf macht, der in beſonderem Sinn ihr gewidmet iſt. Aber nicht nur würde das in dem ſyſtematiſchen Ton geſchehen müſſen, den wir uns für jetzt erlaſſen haben, es iſt auch gar nicht nötig. Ein gemeinſamer Ausgangspunkt iſt uns ſchon gegeben. Zunächſt erinnern wir uns noch einmal an ſchon Beſprochenes. Hätten Sie gar keine heilige Liebe oder doch ſtille Neigung zum geiſtlichen Beruf, ſo wären Sie nicht hier. Wer heutzutage Theologe wird, dem erſcheint dieſer Beruf irgendwie und wann und wäre es unter tauſend Bedenken, ja oft nur wie in der Sehnſucht, als καλον ἐργον. Dann aber verſteht es ſich von ſelbſt, daß Sie als die rechte Stellung zum geiſtlichen Beruf das völlige Einsſein Ihrer Perſon mit Ihrem Beruf anſehen. Daran zweifeln auch unſere Gegner nicht, ſie haben Achtung einzig vor dem Geiſtlichen, der von ſeinem Beruf ſo hoch als möglich denkt und mit ihm ſelbſt verſchmilzt. Wollte einer ſagen, auf uns allen laſte

jetzt die Mißachtung der Zeit, so müßte man doch hinzufügen: in dem Maß weniger, als es uns mit unserem Beruf heiliger Ernst ist. Wir sagen mit dem allem zunächst auch gar nichts anderes, als was ebenso von den anderen Berufsarten gilt; die rechte persönliche Stellung dazu ist überall die, daß Person und Beruf eins werden, daß wir unsere Seele in ihn legen. Davon war am Anfang die Rede. Freilich, daß diese Einheit für uns mehr sagen wolle, als sonst, daß sie also schwerer zu gewinnen sei, mußten wir uns sofort gestehen. Das eben hat uns zu einer genaueren Untersuchung der Frage geführt, was die rechte Stellung sei. Aber auch in Bezug auf die vielen Ansichten vom Christentum, die denen vom geistlichen Beruf zu Grunde liegen, braucht es nicht erst weitläufiger Untersuchung, um einen Ausgangspunkt zu finden, an dem viele sich treffen können. Wer sich dem geistlichen Beruf zuwendet, dem ist zum mindesten die Hoffnung nicht erloschen, das Evangelium werde auch ihm sich als das bewähren, als was es seit Anbeginn seine treusten Diener gepriesen haben: nun wie immer Sie sich das jetzt ausdrücken mögen, darauf kommt in unserem Zusammenhang nichts an, als Kraft Gottes, selig zu machen, als die ewige Wahrheit ohne Gleichen. Auch hier wieder dürfen wir sagen, daß unsere Gegner ebenso urteilen; sie verstehen es mit Recht nicht, wie man ohne diese Zuversicht unserem Beruf sich zuwenden, in ihm bleiben könne. So versuchen wir denn, in möglichster Einfachheit und mit absichtlicher Zurückstellung alles nur Gelehrten, Theologischen uns die Stellung zu unserem Beruf zu vergegenwärtigen, wie sie aus der Auffassung unserer Religion fließt, die wir zunächst

wenigſtens, wäre es auch halb unbewußt, als die richtige, jenen Beruf begründende vorausſetzen. Und ſelbſt, wenn Ihnen auch damit ſchon zu viel vorausgeſetzt erſcheint, ſo können Sie wenigſtens hypothetiſch ſich an dieſen Ausgangspunkt verſetzen und als beobachtende Zuſchauer die nächſten Wege mitgehen. Dann erinnern natürlich auch wir uns, wie anders andere vom Evangelium denken, wir verſenken uns in ihre Gedanken und fragen, was für eine perſönliche Stellung zum geiſtlichen Beruf daraus ſich ergiebt. So kehren wir zu unſerer Meinung zurück, bereichert durch den Widerſpruch und hoffentlich befeſtigt in der Ueberzeugung, daß wir die „rechte Stellung“ gemeint haben und nun deutlicher bezeichnen können.

Unſere Religion ſei die Religion der allgemeinen Menſchenliebe, ſagt die Gegenwart mit Vorliebe und mit Nachdruck. Es iſt gewiß nicht zufällig, daß „das Beſte in der Welt“ ſo unerhörte Verbreitung gefunden. Das war ein Wort zu ſeiner Zeit. Andere Schriftſteller, die gleichen Erfolg hofften, wenn ſie nur das gold-weiße Feierkleid für ihre Gedanken wählten, mußten enttäuſcht werden. Aber jenes Thema, in allerlei Form variirt, konnte ſicher ſein, in den Gemütern Widerhall zu finden. Manche von Ihnen erinnern ſich, welche Bewegung die „Ernſten Gedanken“ hervorriefen. Sie ſetzt ſich noch fort im „Einigen Chriſtentum“. Was dabei anzieht, iſt immer die Predigt von der thatkräftigen Liebe. In dieſem Sinn wenden viele ſich zum lange gering geachteten Chriſtentum, wollen faſt alle irgend einmal und irgendwie Chriſten

sein. Wohl giebt es auch kalte Geister, die den rücksichtslosen Kampf der starken Individualität für das wahre Evangelium halten, wenigstens solange sie selbst glauben können, zu diesen Starken zu gehören und „jenseits von gut und böse“ die Verwirklichung des „Uebermenschen“ anzubahnen. Aber das Lebensgefühl der Menschheit im Großen ist doch viel mehr gekennzeichnet durch einen ungeheuren Hunger nach Liebe. Man muß blind sein, selbst nichts von Liebe wissen, um nicht diesen ungestillten Hunger im Auge des finsteren Armen und des scheinbar so hochgemuten „Glücklichen“ wahrzunehmen. Und gewiß ist unsere Religion die der Liebe. „Wie haben sie einander so lieb“ war das Symbol, das Wahr- und Erkenntnißzeichen der ersten Gemeinden nach außen und innen; und ein bekanntes Wort aus der Gegenwart lautet: „diejenige Kirche wird den Sieg behalten, welche zur Lösung der socialen Frage am meisten beiträgt.“ Aber was ist diese Liebe ohne den Glauben, und wo ist sie ohne ihn? „Wir lieben die Liebe, aber wir haben sie nicht“. Auch viele, die den vollen christlichen Glauben ablehnen, beginnen zu verstehen, daß ohne Glauben, ohne letzte feste Ueberzeugung für die ersehnte Liebe Grund und Kraft und Maß und Inhalt, kurz nichts weniger als alles fehlt, und der Entwurf von „Weltanschauungen“ scheint fast ein Lieblingsgeschäft der Gegenwart. In der That, wie gänzlich unbestimmt ist an und für sich die Forderung der „Nächstenliebe“? Wie etwas ganz anderes bedeutet sie für den Christen, der von einem Gott der Liebe weiß, der uns vor Grundlegung der Welt erwählt, daß wir seien heilig und vollkommen in der Liebe, und

für den wohlmeinenden aber oberflächlichen Weltbeglücker, der möglichst vielen größeren Anteil an den Gütern der Kultur verschaffen möchte? Wie verschieden ist Liebe, die nur von Fürsorge für mancherlei Not des äußeren Lebens weiß, und Liebe, die zur Seelsorge im christlichen Verständniß dieses Wortes wird? Darum ist sogar der Umfang der Liebesthätigkeit nicht der gleiche, weil ihr Inhalt und Zweck ein anderer ist. Staunenswertes wird in neuester Zeit auch von nicht christlicher Seite geleistet in Pflege der Hilflosesten, der schon von Geburt an mit dem Fluch schuldvoller Vergangenheit belasteten Kinder; solche Großthaten herabzusetzen wäre das Kleinlichste, was im Namen des Christentums geschehen könnte. Aber Eines hat nur christliche Liebe gethan und kann es allein thun; die durch die Schuld der Gesellschaft in einziger Weise ehrlos Gewordenen retten, retten am Rand eines verlorenen Lebens mit der Gewißheit ewigen Gewinns. Das vollbringt die Liebe derer, die an solcher Schuld unschuldig sind nach menschlichem Urteil, die aber sich selbst geliebt wissen von einer ebenso unverdienten freien Liebe Gottes, versöhnt, da sie Feinde, erlöst, da auch sie hoffnungslos gebunden waren in Schuld und Macht der Sünde; die des Lebens Tiefen mit keinem schönen Schein verschleiern, weil sie mit dem Mut und der Demut des Glaubens in den dunkeln Grund des eigenen Herzens und zugleich in die grundlose Liebe Gottes hinabgegriffen haben. Aus solcher Erfahrung heraus erscheint dem Christen so viel edles Streben haltlos und ziellos; er kann nichts hoffen, wo man auf nicht vorhandene Kräfte hofft. Er freut sich darum ganz besonders, wenn zu den alten klassischen Zeugen für

die Tiefe des Verderbens neue aus der modernsten Gegenwart sich gesellen, wie vom Verfasser des „Glück“ (Hilty): „Das gute Gewissen des allzeit Pflichtgetreuen soll dem Sprüchwort nach ein sanftes Ruhekissen sein.... Wir wünschen dem Glück, der es besitzt, kennen diesen Herrn aber bisher nicht.... Wenn einer sagt: doch, ich bin der Mann, so mag er es sein, seine nähere Bekanntschaft suchen wir aber nicht.“ Eben darum weiß aber auch der Christ, daß jener Glaube, der die Wurzel der wahren Liebe ist, unzertrennlich bleibt von dem Namen dessen, in dem uns Gottes Liebe allein als Wirklichkeit mitten in dieser ohne ihn wirklich bösen und unseligen Welt entgegentritt und ergreift. Lassen Sie es einmal gelten, das ungefähr sei das Christentum, um das es in unserem Beruf sich handelt. Ergänzen Sie, was Sie vermissen, drücken Sie mit andern Worten aus, was Ihnen in dieser Form nicht zusagt, irgendwie werden wir doch alle auf etwas derartiges kommen, unter der Voraussetzung, über die wir vorläufig eins geworden. Zum Beispiel halten Sie sich nicht auf an der starken Betonung der Liebe zum Nächsten, es sollte eben angeknüpft werden an weithin Zugestandenes; nicht das war die Meinung, in unserer Religion sei der Glaube nur Voraussetzung für die Liebe; nicht sollte geleugnet werden, daß die Gemeinschaft mit Gott das höchste Gut ist. Und ebensowenig ist der tieferen volleren Ausführung des Glaubens an Christus vorgegriffen. Aber wenn Sie nur irgend im Ganzen die gegebene Schilderung für richtig halten, so darf ich nun sagen: die rechte Stellung zum geistlichen Beruf sei nichts anderes als mit diesem vollen ganzen Evangelium so voll und ganz persönlich eins zu sein,

daß wir das Wirken für dasselbe auch als unsere besondere irdische Berufsaufgabe ansehen dürfen. Kein Christ kann jene Gaben besitzen, ohne sie andern vermitteln zu wollen, das wäre eine innere, sittliche Unmöglichkeit. Das Licht leuchtet und wärmt notwendig. Aber der allgemeine Christenberuf ist im geistlichen Beruf zugleich der besondere irdische Beruf. Wie das im einzelnen zu geschehen habe, darf hier ganz außer Betracht bleiben. Es ist daher auch überflüssig, jetzt von dem Verhältniß des Reiches Gottes zur Kirche und der Kirche zum Amt zu reden. Nicht als ob das unwichtige Fragen wären, im Gegenteil. Aber nach unserer Uebereinkunft gleich zu Anfang beschäftigen sie uns für diesmal nicht, sondern allein unsere persönliche Stellung zum geistlichen Beruf, und deren Geheimniß ist nichts anderes als das zuvor Ausgesprochene oder doch wenigstens Angedeutete. Denn freilich, viel und lang davon zu reden hat sehr wenig Wert; vollends in zudringlicher Weise sich anfassen zu lassen, ist eine Zumutung, die niemand andern machen wird, der sie sich selbst von andern verbäte. Nur in der größten Schlichtheit läßt sich davon überhaupt rechtmäßiger Weise sprechen. Aber unter diesen Bedingungen muß man es auch thun. Und ohne alle Ueberforderung wird man das aussprechen dürfen, wovon wir oben ausgegangen sind: im Grund des Herzens anerkennt jeder, der zum geistlichen Beruf sich vorbereitet, daß jenes persönliche Leben im unverkürzten Evangelium die rechte Stellung sei. Es mag ihm vielleicht wie ein fernes Ziel winken; daß es sein Ziel sein soll, gesteht er willig zu, und entnimmt daraus schon jetzt die Aufforderung, sich ihm mit unermüdeter

Kraft der ganzen Person zu nähern, schon auf dem Weg die entscheidende Frage sich zu stellen: glaube ich? Ist Gott nur ein Beziehungspunkt meiner Gedanken? Ist er die Wirklichkeit, in der ich lebe, über die ich keine wirklichere kenne? Oder doch: möchte ich glauben, will ich in dieser Wirklichkeit, wenn sie ist, leben? Das verstanden jedenfalls alle Christen, die wir, auch solange wir nicht selbst Christen sind, als solche gelten lassen, alle Klassiker unserer Religion, große und kleine, weltgeschichtliche und stillverborgene, unter Glauben, das allein war auch das Geheimniß ihres Wirkens.

Und so eben läßt sich noch eine Weile von dieser wichtigen Sache reden, ohne sie zu entweihen und ohne daß wir einander ermüden. Nämlich das wollen wir uns vergegenwärtigen, daß ausnahmslos bei **allen Wirkungskräftigen im Reiche Gottes jene „persönliche Stellung" das Entscheidende** war, wie unendlich verschieden sie auch sonst gewesen sein mögen. Blicken wir ins neue Testament und zunächst in die Briefe, die schon durch ihren üblichen Namen uns zuerst in die Augen fallen, so ist im Bilde des Timotheus, des Menschen Gottes zu allem guten Werk geschickt, die Wahrheit anschaulich, mit der wir uns beschäftigen.

Wichtiger ist Paulus selbst. Ich hörte einmal in einer kirchlichen Versammlung einen Redner, dessen Vergangenheit ich genauer kannte, mit außerordentlicher Kraft über die Bedeutung der paulinischen Briefe sprechen, speziell über 2. Cor. 6,4 ff. Es ist die vielgepriesene und doch nie erschöpfte Stelle: „in allen Dingen lasset uns beweisen als die Diener Gottes, in großer

Geduld, in Trübsalen, in Nöten, in Aengsten, in Schlägen, in Gefängnissen, in Aufruhren, in Arbeit, in Wachen, in Fasten, in Keuschheit, in Erkenntnis, in Langmut, in Freundlichkeit, in dem heiligen Geiste, in ungefärbter Liebe, in dem Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes, durch Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken; durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte; als die Verführer und doch wahrhaftig; als die Unbekannten und doch bekannt; als die Sterbenden, und siehe, wir leben; als die Gezüchtigten, und doch nicht ertötet; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts innehaben und doch alles haben." Der Redner hatte einst in den Studienjahren mit Begeisterung Propaganda für Strauß gemacht. Jene Stelle war es dann vor anderen gewesen, die ihm den entscheidenden Eindruck vom Evangelium gegeben hatte. Es war ihm dadurch in Einem klar geworden, daß es nichts Größeres gebe und nichts so Wahres. Wir müssen ja immer von diesem Beiden gewiß sein. Die Größe allein giebt uns nie ein Recht, zuzugreifen. Und wäre die Wahrheit nicht das Größte, so vermöchten wir nicht unser ganzes Leben dafür einzusetzen. Gewiß, könnte man eine Geschichte von den religiösen Wirkungen der Bibel schreiben, so würde eine Menge gerade pauliniſcher Worte eine solche individuelle Geschichte haben. Sie wissen ja, wie Augustin, wie Luther durch Worte des Paulus entscheidend sind gefördert worden. Aber nicht kleiner ist ihre Wirkung im Leben der Kleinen. Und das angeführte Beispiel liegt gerade unserer wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Neuen Testament nahe. Von berufener Seite wird uns gerühmt, wie

Paulus in diesem „Brief der Stimmung“ mit seinem Wechsel von „Freude und Betrübniß, Sorge und Hoffnung, Zorn und Liebe“ doch kein Schwanken, keinen Widerspruch zeigt, „er ist in jedem Moment ganz und ist immer derselbe.“ Dazu kommt „der Wechsel des Besonderen und Allgemeinen; auch nicht das Kleinste ist besprochen ohne Zurückführung auf das Höchste und Letzte. Er ist nicht nur in jedem Augenblick er selbst, sondern in jedem Augenblick ist er ganz im Evangelium. Und das ist der letzte Grund seiner Macht über die Geister, der Grund seines Siegs.“ (Und meinen Sie nicht, wenn wir erst einmal gründlich selbsterdachte Theorieen vom Neuen Testament vergessen haben, wenn einmal nicht mehr, so wie jetzt noch in gegenseitig übertreibendem Streit der Parteien nur über dieses Buch, diesen unvergleichlichen Märtyrer geredet wird, sondern wenn wir es alle erst ganz nehmen, wie es sich giebt, daß wir dann Geist in diesem Buch finden, der jedem Geiste in der Welt sonst überlegen ist und auch uns als heiliger Geist sich beweist?)

An Paulus schließt sich von selbst Augustin. Denken Sie an jene Sammlung augustinischer Kernworte, in denen der Dogmenhistoriker uns den Pulsschlag seines innersten Lebens und eben darum seines ungeheuren Wirkens erkennen läßt, an jene Zwiesprache Gottes und der Seele, der Seele, die Gott allein will, Gottes, der sich der Seele ganz giebt. Es ist ein gewaltiges Zeugniß von der rechten persönlichen Stellung zum Evangelium und zum geistlichen Beruf. Wer so allein gewesen ist, anima cum deo, Person mit Person, wer so mit Gott gesprochen hat, und wessen Bitte so erhört ist, der hat etwas für die

anderen Seelen, der ist ein Seelsorger, der kann nicht anders, als es den andern anpreisen, und die anderen finden, daß sie dasselbe bedürfen, und werden ergriffen von dem Einen, der allein Person ist und uns dazu machen will. — Näher noch steht uns Luther. Sein Wirken ist ganz und gar seine persönliche Stellung zu seiner Sache, und die wirkungskräftigsten Frühlingsjahre der Reformation sind die, in denen man kaum scheiden kann zwischen seinem eigenen Erleben und seinem Wirken. — In der Pest hat Zwingli jenes berühmte Lied gedichtet mit der Strophe: „Mach ganz den Willen oder brich." Das ist auch persönliche Stellung.

Nur wenige Neuere sollen sich daran reihen. Nehmen Sie Bengel, von dem die Zeitgenossen sagten, es sei ihm die Ewigkeit auf der Stirn geschrieben gewesen. Man darf ihn deswegen besonders nennen, weil er eine so viel verborgenere Wirksamkeit gehabt hat, und doch, wer mag sagen, eine geringe? Gerade sein engeres Heimatland zehrt recht eigentlich von seinem Segen. Vieles, was man da und dort von diesem deutschen Gau rühmt, ist, sowie man die Bäche zurückverfolgt zur Quelle, in seinem Namen begründet, in diesem „stillen Mann", der so männlich bescheiden von der ihm beschiedenen kleinen großen Kraft geurteilt hat. Jenes Wort von der Ewigkeit drückt aus, was in die Ewigkeit gewirkt hat, über seine Zeit hinaus Kraft geblieben ist.

Sie werden nach noch Späteren fragen, die die Not unserer Tage unmittelbarer so wie wir empfunden haben. Achten Sie auf zwei Gegensätze, Lavater und Schleiermacher. Lavater, den Mann des über-

strömenden Gefühls und der Feindesliebe bis in den Tod, den stürmisch an die Himmelsthür pochenden; und daneben den Dialektiker der Religion ohne Gleichen. Dennoch ist in Beiden das Wirkungskräftige ein und dasselbe, das persönliche Ergriffensein von der Person Christi. Schleiermacher hätte auch in anderen Bahnen glänzen können. Er war nicht ein „Theologe", interniert auf unsere Fakultät. Aber was ist das Größeste an diesem Großen, was seine Wirkungskraft bis in unsere Tage? Daß er in den Jahren, da viele Sterne ihm winkten, von der Sonne sich anziehen ließ, die auch uns möchte in ihren Kreis ziehen und auch unser irres Leben nach ewigen Gesetzen ordnen. Schleiermacher ist, was er ist, dadurch, daß er fast einsam in seiner Zeit und entgegen manchem Größten seiner Zeit zurückgegriffen hat auf Christus, daß er wohl unter den Einflüssen frommer Jugend, aber doch mit Willen und Entschluß, nicht loskommen konnte von dieser einen Gestalt. Lesen Sie die Briefe aus der Zeit des Zweifels an seinen Vater und vergegenwärtigen Sie sich dann, was dieser Mann für unsere evangelische Kirche geworden, geworden für die, die jetzt fast auf ihn herabsehen, die aber ohne ihn nicht wären, wie für die, welche in Dankbarkeit frei sein Gedächtnis ehren. Darf ich noch an einen meiner Lehrer erinnern? Es gab Viele unter uns, die bald sich sagen mußten, daß sie für die besondere Theologie J. T. Becks nicht zu gewinnen seien, aber die noch viel deutlicher empfanden, daß hier eine Person, eins mit ihrer Sache, auf uns wirkte, eine große Thatpredigt für den ethischen Charakter unsrer Religion, und ein Charakterzeugniß für den „ganzen alten Christus". Das Beste ist oft nicht das,

was wir an uns für das Wichtigste ansehen, sondern was Gott als das Bleibende und Wirksame in uns erkannt und selbst gewirkt hat. Nun aber denken Sie noch mehr als an alle diese Namen der Geschichte an den eigenen nächsten Kreis, an Vater und Mutter, Bruder und Freund, oder an flüchtige Begegnungen, die Sie doch nicht vergessen können, in denen es Ihnen deutlich geworden, was schließlich den Wert eines Menschenlebens im höchsten Sinn ausmacht. Es können völlig unscheinbare Erlebnisse für uns die wichtigsten werden. Auf einen begabten und edel angelegten Jüngling, der aber noch nicht zur Sicherheit des Berufes und der Lebensführung hatte kommen können, machte es jüngst einen ungeheuren Eindruck, als ein gereifter Mann bei „zufälliger" Begegnung ihm sagte: Sie denken, junger Mann! Es war der Anstoß zu einem wahrhaft persönlichen Leben. Wie viel mehr gilt dies auf unsrem, auf dem höchsten Gebiet! Wenn das Evangelium in Persönlichkeiten uns entgegentritt, wirkt es auf uns, und durch nichts anderes wirken wir. Wir jedenfalls durch nichts anderes. Gewiß deckt sich nicht „Wort" und „Person", das soll uns zu Zeiten trösten und beugen. Aber davon ist hier nicht die Rede, sondern von unsrer persönlichen Stellung zum Beruf und ihrer Bedeutung. Zum Beispiel werden Sie einmal finden, daß oft gerade die Predigten, die Sie unter der größten Sorge zu stande gebracht, die Ihnen vielleicht als Ihre schlechtesten erschienen sind, am meisten gewirkt haben, und daß andere, wenn Sie mit der Textverwertung wohl zufrieden waren und mit Wohlgefallen auf Ihre psychologische Analyse blickten, nur wie der Wind über das Kornfeld gegangen sind.

Dort war Ihnen selbst das Wort durchs Herz gegangen, persönlich geworden, wenn auch unter Schmerzen.

Freilich *seltener* als man wünschen muß, wenn man das Evangelium liebt, ist die Einheit von Person und Sache. Ich meine nicht die allgemeine Klage, die Originale und die scharf ausgeprägten Individualitäten nehmen ab. Das ist nur teilweise wahr und teilweise wohl auch notwendig. Aber jedenfalls genügt es für uns, der Empfindung Ausdruck zu geben, daß wir alle manchmal von Sehnsucht erfüllt werden nach dem unweigerlichen persönlichen Eindruck: dem und dem ist es wirklich ganzer Ernst. Gar leicht macht unter unsern Verhältnissen auch eine gute Predigt den Eindruck des Abgelegten, des nicht ganz unmittelbar mit der Person Einigen. Und im Leben überwiegt die Neigung, das Religiöse zu verbergen, oft gewiß aus edlen Gründen. Aber eben je weniger wir über andere richten, desto mehr müssen wir uns selbst sagen, daß jene Einheit von Person und Beruf *das unerläßliche Ziel* ist. Denn wir müssen auf die Dauer unwahrhaftig werden, wenn wir nicht für die Frage eine Antwort fänden: stehe ich persönlich in meinem Beruf? Man kann lange, aber nicht immer bei der Frage bleiben: soll ich glauben, kann ich glauben, darf ich glauben? Irgendwann muß es heißen: ich glaube; ich glaube, darum rede ich.

Und zwar ist **diese Forderung,** wenn recht verstanden, wirklich **für alle giltig.** Sie können einwenden, daß die *Individualitäten* so unaussprechlich verschieden sind, daß das, wovon wir reden, nicht

alle gleichermaßen angehe. Ich möchte zunächst diesen Einwand noch verstärken, möchte Sie auffordern: lesen Sie nicht bloß in den Werken der Dichtung von interessanten Persönlichkeiten; die interessantesten haben Sie, wenn Sie mit offenem Sinn um sich sehen. „Greift nur hinein ins volle Menschenleben.“ Und wo ist es interessanter, als da, wo alle im Werden sind? Legen Sie sich selbst in der Stille sozusagen eine Sammlung von Lebensbildern an — möchten recht viele Lichtbilder darunter sein —, um auch die religiöse Eigenart derer, mit denen Sie zusammen sind, zu studieren und zu begreifen. Aber gerade, wer das thut und nicht geneigt ist, die Menschen nach einer Schablone zu messen, muß sich je länger, je mehr überzeugen: in einem Punkte, in dem, von dem wir reden, sind wir alle gleich.

Wie mannigfaltig sind die Lebensläufe, wenn Sie daran denken, daß die einen früh zu einer bestimmten Entscheidung für den geistlichen Beruf kommen, die anderen eigentlich, wenn man es stark ausdrücken darf, nur dafür entschieden werden. Es giebt unter Ihnen solche, für die fast mit dem beginnenden Selbstbewußtsein der Gedanke zusammenfällt, „Pastor zu werden“ — „halb Kinderspiel, halb Gott im Herzen“. Aber auch andere sind unter Ihnen, die durch späten männlichen Entschluß zu diesem Berufe gekommen sind. Denken Sie ferner an die fördernden und hindernden Einflüsse der Umgebung und Erziehung, an die Unterschiede des Temperaments, und zumeist an die wichtigste Verschiedenheit, nämlich wie man selbst schon bisher persönlich zum Christenthum sich gestellt hat. Bei dem einen ein Erlebniß, das man

ohne jeden Methodismus Bekehrung heißen muß, bei dem anderen so ein allmähliches Gewonnenwerden für das Evangelium, daß es fast unmöglich ist, irgend einen bedeutsamen Einschnitt anzugeben. So ist es immer gewesen. Neben dem Timotheus mit einer Art von Prädestination in Gestalt der Mutter und Großmutter steht sein großer geistlicher Vater, wie er durch plötzliche Offenbarung überwunden wird. Und dennoch nennt ihn Paulus vor andern „gleichgestimmt". —

Ein paar Beispiele von solchen, die früh zu unserm Berufe gekommen sind in langsamer Entwicklung, und doch verschieden genug im einzelnen. Bengel sagt, er sei nie von dem geraden Wege äußerlich abgekommen, es habe ihn immer ein Zug zur Ewigkeit instinktiv festgehalten. Scriver bezeugt Aehnliches, was den Erfolg betrifft, aber auch, wie unendlich die Hindernisse gewesen seien, die ihn aufhalten wollten. Spener redet von einem Gleichgewicht zwischen der höheren Führung und der eignen Entscheidung in seinem Lebensgang. Wir kennen umgekehrt alle die Heroen rascher Entschlüsse und plötzlichen Umschwungs. In früheren Jahren und ohne große Umwege John Wesley. Im Gelübde einer Krankheit vertauscht Johann Arndt das medizinische mit dem theologischen Studium. John Carey wird, plötzlich auf tiefen Irrgängen aufgehalten, zum großen Missionar. Es wäre lehrreich, auch eine Geschichte solcher zu haben, die durch Versäumen des „Heute" nicht geworden sind, was sie hätten werden können. Die Grenzen unserer Einsicht und das Wort des Herrn vom Richten machen eine solche Geschichte unmöglich. Aber der einzelne ahnt manchmal in stillem Lauschen auf die eigene

Führung und demütiger Betrachtung fremden Lebens, wie entscheidungsvoll ein kaum beachteter Schritt, ein leises aber festes „Ich will", hervorgerufen von dem schöpferischen „Willst du?" Gottes für unsere Zukunft und Ewigkeit werden kann und muß. Welches jedoch immer unsere Ausrüstung, Bildung, Führung sein mag, schließlich sind wir darin alle gleich bei aller ungeheuren Verschiedenheit, daß wir die rechte persönliche Stellung zum Evangelium und zu unserm Beruf nur persönlich finden durch Willenshingabe an Gottes Willen. Frühe und schnelle Entscheidung ist noch keine sichere Bürgschaft für ein gutes Ende, und Trägheit und Unentschiedenheit kann sich mit harmonischer Entwicklung verwechseln. Gefahr ist hüben wie drüben, aber auch allenthalben Kraft, das Ziel zu erreichen.

Muß ich aber nicht hinzufügen, aus Ihrem eignen Bewußtsein heraus: mit diesem Einen, was not thut, Ernst zu machen, dazu ist **die Zeit, in der wir leben,** ein ganz **besonders dringlicher Antrieb.** Wer im Jahr 1870 civis academicus gewesen, schaut oft verwundert und nicht ohne Heimweh auf diese nahe Vergangenheit, in der uns das Vaterland geschenkt worden ist. Es war Frühling geworden in Deutschland. Früher, als man damals denken konnte, hat sich das Geschick des Irdischen erfüllt, daß nicht alle Blütenkeime reiften. Gewiß nicht ohne große Schuld, Schuld des Undanks, Schuld mangelnder Thatkraft, die nicht Tag für Tag und Jahr um Jahr erwerben wollte, was wir ererbt. Aber doch auch weil ungeheure neue Aufgaben zur Lösung drängen, noch ehe das Erbe

der Vergangenheit mit vollem Bewußtsein ist angetreten worden. Sie kennen die kurze anschauliche Schilderung des Juristen und Historikers (Sohm), wie die „Gesellschaft“ jetzt gleich der vor hundert Jahren in Gefahr ist, zu träumen, daß sie „das Volk“ sei. Es sind immer gefahrvolle Zeiten der Weltgeschichte gewesen, wenn eine Generation, die auf die überkommenen Probleme noch keine einstimmige Antwort gefunden, vor neue schwere sich gestellt sah. Und ist das, wenigstens in unserer christlichen Zeitrechnung, je mehr der Fall gewesen als heutzutage? Im berechtigten Jubel über des Vaterlandes Herrlichkeit konnten wir eine Weile uns verbergen, wie wenig noch die Bewegung von 1789 sich in klaren neuen Gestaltungen ausgewirkt, in Staat, Kirche, Kunst, Wissenschaft, Weltanschauung; und schon war, Jahrzehnte lang kaum beachtet, unter der allgemeinen tastenden Unsicherheit auf diesen Gebieten ein neues Rätsel, die andern seltsam benutzend und in sich verschlingend, groß gewachsen — das sociale. Schon im Ausdruck zeigt sich unsere Not; hundertmal redet man von der socialen Frage, kaum zehnmal von der Aufgabe, denn davon kann eigentlich nur reden, wer den rettenden Gedanken, wer die Antwort hat. Nun wird immer mehr anerkannt, daß die Kraft dieser erschütternden Bewegung darin ruht, daß sie eine Idee, einen Glauben, ein Evangelium hat, und wär' es auch „Wahnsinn“, ist darin „Methode.“ Was kann also die Aufgabe derer sein, die nicht aus Selbstsucht, sondern kraft besserer Einsicht und aus Liebe Gegner des neuen Massenevangeliums sind, als Idee gegen Idee, Begeisterung gegen Begeisterung, Kraft gegen Kraft zu setzen, und zwar eine

solche, die die Wahrheit im Schein verstanden hat und ihr zum Recht verhilft. Und wessen Aufgabe kann das sein als der Gebildeten? Mag das Wort jetzt noch so gehaßt und verachtet sein, die Geschichte bezeugt es, daß helfen und retten nur kann, wer alle Bildungselemente einer Zeit im Brennpunkt seines schöpferischen Geistes und einer großen Liebe vereinigt. Nur wer die Vergangenheit kennt, kann Reformator sein, nicht bloß zerstörender Revolutionär. Wohl kam Luther aus dem unerschöpften Jungbrunnen des „Volks," aber Reformator wurde er, als er im geistigen Adel deutscher Nation mit Arbeit und Selbstverleugnung einen Platz gefunden unter den wahren „oberen Zehntausenden." Man kann nicht wirken, ohne überlegen zu sein. Wie immer der „kommende Mann" in der Volksseele mag lesen müssen, viel tiefer als es jetzt einem „Gebildeten" möglich ist, ja wie ganz er mag aus der Not der Zeit heraus geboren sein, um retten und versöhnen und die rechten Pfade weisen zu können, so wird doch auch er ein „Gebildeter" sein müssen ohne Gleichen, und ein Lebenswerk unvergleichlichen Fleißes allein wird ihm die Mittel darreichen, die er bedarf. Darum mag nicht leicht etwas den Vaterlandsfreund so besorgt machen, als wenn da und dort jugendliche Herzen blendende Schlagworte der aufopfernden, dornenreichen Erkenntniß von Leben und Geschichte vorziehen.

Aber daß ich diese Gedanken zu dem Ziel führe, dem sie in unseren Besprechungen allein zustreben können, wir kennen die Idee, wir glauben an sie; das Evangelium, das als ewiges auch dem allerneusten überlegen ist, es in sich schließt, so weit es aus der Wahrheit, es überwindet, soweit es Lüge ist. Und

wir glauben, daß es noch nicht so ganz verwirklicht und auf neue Aufgaben angewendet ist, als es kann und will. Das brauche ich theologischen Commilitonen nicht zu sagen: auf welcher Seite der Theologie, in welcher Richtung der Kirche Sie einmal als Männer ihre Heimat finden mögen, allenthalben wird dann unter den Anforderungen der Zeit und des Evangeliums selbst mehr verlangt, erstrebt, geleistet, geopfert werden müssen. Die einfachen Grundgedanken der Reformation, für die heutigen Bedürfnisse verwertet, sind uns allen noch nicht genug in Fleisch und Blut übergegangen. Jene Syntheſe des Religiösen und Sittlichen, für die ein Hundeshagen schwärmte, von der ein Rothe unermüdlich zeugte, und die in ihrer Weise ein Wichern, ein Claus Harms ebenso meinten, das Ernstmachen mit der Liebe, die aus dem Glauben kommt, und, unzertrennlich davon, die innere königliche Freiheit von allem, was nicht das Evangelium selbst ist, das ist doch im Grunde jetzt schon unausgesprochen ein still wirksames Losungswort unter allem Hader und Streit, verbindet viele, die nach außen sich befehden, als Brüder. Und je strenger man das Wort des Herrn gelten läßt, daß kein irdisches Jahrhundert die „Sehnsucht der Frommen," das ewige Reich Gottes bringen wird, desto getroster darf die Hoffnung sich erheben, daß am umwölkten Himmel unseres zum Schlusse eilenden Jahrhunderts die Sonne neu durchbrechen wird, wenn — wir sie scheinen lassen wollen. Das eben ist es, wovon wir reden. Die rechte persönliche Stellung zum geistlichen Beruf zu suchen ist doppelt unsere Pflicht in der Not unsrer Zeit.

Als Studenten begeisterten uns Immermann's Worte. „Auch unsere Zeit ist groß, der Wunder voll, fruchtbar und guter Hoffnung. Aber irr und wirr taumelt sie noch oft hin und her, weiß die Stege nicht und plaudert wie im Traum. Das rührt daher, weil das Herz der Menschheit noch nicht wieder recht aufgewacht ist. . . . Im Herzen müssen sich die Menschen erst wieder fühlen lernen, um den neuen Weg zu erkennen, den die Geschlechter der Erde wandeln sollen. . . . Du weißt, daß ich damit nicht den schlaffen, von der Empfindelei getauften Muskel meine, der in einer Flut matter Thränen schwimmt. Das volle starke Herz meine ich, vom Athem Gottes und göttlichen Notwendigkeiten durchweht und begeistert.“ Dann folgt jene Vergleichung unserer Zeit mit Columbus. „In das Schiff der Zeit muß die Boussole gethan werden, das Herz. Und keine Abweichung muß den Seefahrer irren, wenn die Reise weiter und weiter vordringt. Dann wird nach verzweiflungsvollem Hoffen und Harren plötzlich in einer Nacht vom Schiffe: Land! gerufen werden. . . .“ Sie wenden das von selbst an. Wir kennen das Herz, von dem hier teilweise auch wie im Traume geredet ist, den einen guten Willen, der auch uns will zum Wollen führen. —

Nie aber ist das, ist die rechte persönliche Stellung zum Evangelium und zu unsrem Beruf am Evangelium **erstrebenswerter als in der Jugend,** in dieser einzigen Zeit frischer Empfänglichkeit, mutigen Wagens, frohen Glaubens an ein gewisses herrliches Ziel, dieser Zeit, da „das Geheimniß Gottes über

unsrer Hütte ist", des „ver sacrum, innkräftiger Keime voll". Aber manchmal, wenn das spätere Leben mit Genossen der Jugend zusammenführt, wird das andere Dichterwort wahr: „wie reich war dieser Keim gestaltet, als noch die Knospe ihn verbarg; wie wenig ach! hat sich entfaltet, dies Wenige wie klein und karg!" Man hat nur eine Jugend, „des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder". Altwerden ist oft auch bei den Größesten ein tragisches Los, sich selbst überleben, nicht halten, was man versprochen. Doch es giebt eine ewige Jugend, auch für den Unbekanntesten in dieser Welt. Sie kennen Schleiermachers Gelübde: „ungeschwächt will ich den Geist in die späteren Jahre bringen, nimmer soll der frische Lebensmut mir vergehen . . . . Ich will nicht sehen die gefürchteten Schwächen des Alters, kräftige Verachtung gelob' ich mir gegen jedes Ungemach, das das Ziel meines Daseins nicht trifft, und ewige Jugend schwör' ich mir selbst . . ." Einer seiner Biographen hat gesagt: Gottes Gnade bescheerte ihm, was er so im Mut der Jugend sich gelobte. Jüngst hat ein französisches Buch (La jeunesse) gezeigt, wie schwer die heutige Jugend diese ewige zu ergreifen hat, wie ihre Stimmung sich erst losreißen muß von dem dumpfen Wahn falscher Weisheit, „der Mensch sei eine Maschine, Arbeits-Studir-Lust-Mordmaschine, chair à plaisir ou chair à canon", wie aber auch wirklich im „Modernen" Moderndes und Neues beisammen ist, wie Zukunftskeime da und dort gerade in der Jugend ansetzen, Sinn für Wahrhaftigkeit, Arbeit, Liebe, Heimweh nach dem Göttlichen, Erkenntnis, daß „eines Menschen Reichtum in der Zahl der Dinge besteht, die er liebt und

ſegnet und von denen er geliebt und geſegnet wird“ (Carlyle). — Wohl „ſah ich manches Auge flammen und klopfen hört' ich manches Herz“.

Nun iſt aber die Auffaſſung vom Chriſtentum und dementſprechend vom geiſtlichen Beruf, wie ſie bislang vorausgeſetzt wurde, keineswegs die allgemeine, ſondern wir leben in einer Fülle verſchiedener Anſchauungen und Stimmungen, die auf uns wirken, und die wir deßwegen uns vergegenwärtigen müſſen, um ſicher zu ſein, ob wir die richtige vorausgeſetzt. Auch dies kann jetzt nicht irgendwie vollſtändig und im Ton begründender Darſtellung geſchehen. Sogar darauf will ich verzichten, das „moderne Bewußtſein“ genauer zu ſchildern, ſo nahe das liegt und ſo lohnend es wäre, alle die Strömungen zu betrachten, die zuſammengefloſſen ſind in das große Meer, das wir ſchillernd genug modernes Bewußtſein nennen. Ich möchte lieber nur das Nötigſte andeuten im Anſchluß an ein Wort, das mir aus einer Recenſion (Harnacks) in Erinnerung geblieben: Es giebt in der Religion ein Intereſſe, das noch ſtärker iſt als das der Kraft, das iſt die Wahrheit. Sie empfinden auch ſofort, um Wahrheit und Kraft handelt es ſich jedenfalls in der Religion, irgend eine eigenartige Verbindung von Wahrheit und Kraft iſt die Religion. In der Religion haben wir ganz beſtimmte Vorſtellungen, eine ganz beſtimmte Weltanſchauung, wenigſtens

wir in unserer christlichen; unsere Gottesidee ist nicht ein verschwommenes Bild erregten Gefühls, sondern der fest bestimmte Gedanke des Vaters unseres Herrn Jesu Christi. Und doch kommt alles nicht als bloßer Gedanke für uns in Betracht, sondern als höchste Realität. Eine unvergleichliche Einheit unseres theoretischen und praktischen Lebens ist jedenfalls die Heimstätte, der innerste Muttergrund der Religion. So entsteht, wenn man jenes Wort überlegt, folgendes Selbstgespräch. Freilich ist Kraft, recht verstanden, das Höchste in der Religion. Denn was ist Religion ohne Kraft? Hat doch schon Lessing gesagt: „Wenn der Paralytikus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt, was kümmert's ihn, ob Nollet oder Franklin, oder ob keiner von beiden Recht hat?" Und gerne wiederholt man Goethe's Wort: „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle Philosophie erhaben und bedarf von ihr keine Stütze." — Aber, so geht unser Selbstgespräch weiter, ist denn wirklich Kraft alles in der Religion? Giebt es nicht religiöse Erscheinungen rings um uns, kraftvoll fast ohne Gleichen, und uns doch zweifelhaft oder gar verächtlich, weil sie wahrheitverlassen sind? Der Wahrheit gehört unser Herz. — Aber ist denn alle Wahrheit Kraft? Giebt es nicht eine kraftlose Wahrheit, eine den Menschen gleichgültig lassende, ja kraftarm machende Wahrheit, wie es eine wahrheitslose oder wahrheitsarme Kraft giebt? Und so ahnen wir, was wir haben möchten, an was wir

mit ganzem Vertrauen uns persönlich hingeben, zu was wir jene persönliche Stellung finden könnten: die höchste Einheit von Wahrheit und Kraft in der Religion. Im Anschluß an diese Losungsworte: Kraft ohne Wahrheit, Wahrheit ohne Kraft, Kraft und Wahrheit in falschem Bunde, wollen wir uns den Weg bahnen zu der Erkenntniß, daß wir im Rechte waren, das die richtige Stellung zum geistlichen Beruf zu nennen, was wir oben als solche bezeichneten.

Es ist jüngst in einer Wahlversammlung rühmend hervorgehoben worden, noch vor wenigen Jahren habe man von Religion bei solchen Zusammenkünften nichts gehört, keinenfalls Beifall gefunden, wenn davon die Rede gewesen. Wohl, aber wer die Religion liebt, freut sich dieser Thatsache nicht rückhaltlos, nicht ohne Zittern. Wer sie als Himmelstochter kennt, weiß, wie sie nicht von dieser Welt, aber gerade darum und nur darum ganz für diese Welt ist; ihm bangt, sie möchte zur Magd der Welt werden, und viele schätzen sie darum in unseren Tagen. Es ist oft die Rede vom Realismus der Gegenwart, und verständlich genug mag es sein, warum er die Herrschaft über das „Ende des Jahrhunderts“ angetreten. Ein Stück dieses Realismus ist, und nichts weiter, die Verehrung der Religion, die manche rühmen. Zwar zuerst war sie dem Realismus eine veraltete Größe, so reich schien das Spiel der täglich sich neu erschließenden Kräfte, daß diese Kraft entbehrlich war. Aber das Gefühl der Armut bei allem Reichtum, der Kraftlosigkeit bei

allem Prunken mit den neu entdeckten und neu beherrschten Kräften, große wirkliche Not mitten im scheinbaren Glück, Ratlosigkeit gegenüber neuen und alten Feinden ließ die eigenartige **Kraft der Religion** wieder schätzen. Man rief der Kirche, der organisirten, religiösen Kraft, auch der Sekte, wenn diese noch mehr Kraft zu bieten schien. Der Hunger nach Kraft ließ es verlernen, wählerisch zu sein. Nun wetteifern protestantische Fürsten mit den katholischen in Huldigung gegen Rom; von ihnen stammen nicht die schlechtesten Kleinodien, Kreuze, Meßbücher und Gewänder des Papstes. Herzöge und Grafen kehren in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurück, Patrizier in republikanischen Heimstätten der Reformation so gut, wie dunkle Namen der großen Menge. „Das Papstthum ist nie größer dagestanden, als seitdem es entthront ist.“ „Römische Triumphe“ muß der Geschichtsschreiber seinen Rückblick überschreiben. In der Sprache unserer Väter geredet: die Wunde des apokalyptischen Thiers ist geheilt. Und lassen wir uns, nach den Gründen fragend, nicht begnügen mit der Unbildung der Massen, der Ueberfeinerung vieler Vornehmen, dem Trostbedürfniß manches verlorenen Lebens, der Klugheit der Regierungen, der Angst der Gebildeten vor dem Pöbel, ihrem Verlangen nach einer Macht über die Gemüter. Das alles ist wahr, aber es ist nicht die ganze Wahrheit. In dem allem ist doch der letzte Grund die Sehnsucht nach einem starken Halt, nach einer Kraft der Kräfte. Die „garantirte Wahrheit“ bezaubert eine Gesellschaft, die schwach geworden in der Frage „was ist Wahrheit“? Diese Kirche der Messe und des Beichtstuhls ist religiöse Kraft, und

ist sie nicht auch sittliche in den Opfern ihrer Heiligen und im unverwüstlichen Einfluß selbst auf ihre fernsten Glieder? In der That, religiöse und sittliche Kraft, gerade genug, um zu imponiren und zu blenden, wenn man nicht den steilen Pfad evangelischer Wahrheit gehen kann oder will, wenn man Religion als übernatürliche Kraft schätzt und sucht und doch gerne ein natürlicher Mensch bleibt, wie wir Evangelischen dies Wort deuten. Wir Evangelischen. Ja überschätzen nicht auch wir oft in der Not der Zeit die äußere Kraft, die Schönheit der Liturgie, die Macht der Verfassung, die Einheit der Lehre, bemühen uns manchmal um einen schwachen Abglanz römischer Herrlichkeit, was uns doch immer nur so überaus bescheiden gelingt? Den Weg von Wittenberg nach Rom gehen wohl nicht viele, aber schielen doch nach ihm hinüber und lernen vom Gegner, wie man euphemistisch sagt.

Aber sehen wir lieber noch einen Augenblick auf ein anderes Bild. Es sind jetzt bald zwanzig Jahre, daß Pearsall Smith seinen Siegeszug durch Deutschland hielt. Man muß es mit erlebt haben, diese Versammlungen, gemischt aus Studenten und Kaufleuten, allen Berufsarten, Altersstufen, Männern und Frauen; die Herrschaft dieses Mannes, wie Blick und Bewegung mit dem ergreifenden Wort stimmte; die ungeheure Kraft, die in den Gesängen lag, obwohl die wenigsten von ferne an die Kraft unserer Kirchenlieder reichten; die Macht dieser Predigt, die weder Reichtum noch Neuheit der Gedanken auszeichnete. Die verschiedensten Menschen standen fast willenlos unter dem Zauber dieser „apostolischen Erscheinung“, oder wie immer man ihn pries; wir würden jetzt geneigt

sein zu sagen, unter seiner Suggestion. Nicht wenige gewiß zu bleibendem Gewinn, wenn sie das „Jesus rettet mich jetzt“ ins wahrhaft Evangelische übersetzen lernten. So reich ist ja Gott, daß er alles in seinen Dienst ziehen kann. Und wer mag sagen, daß in den ersten Anfängen nicht Reines und Gutes gewesen sei? Aber auch welche Flut verlorener Thränen, wirkungsloser Anregung! Näher liegt uns Heutigen die Heilsarmee. Ihrer „Kraft“ beugen sich unzählige, die sie verspotten. In einer der ersten Zeitungen stand jüngst nach dem Auftreten des Generals: wenn man über die vielen Seufzer und Hallelujah hinwegsieht, so hat man den Eindruck einer zielbewußten, kraftvollen religiösen Bewegung bekommen können. Jugendliche Spötter wurden still vor der Würde des Führers, dem kühnen Ton der Dolmetscherinnen, dem siegesmächtig freundlichen Andringen der Soldaten! — Und bedenken wir die Kraft auch mancher kleinen stillen Sekte durch den Zusammenschluß ihrer Mitglieder, durch die unbeschreibliche, aber unmeßbar ansteckende Wärme ihres Verkehrs, — mag das gerade auch in Ihrer engeren Heimat mehr zurücktreten, als in anderen deutschen Gauen.

Aber ist nicht diese Gefahr, die Kraft in der Religion auf Kosten der Wahrheit zu schützen, in welcher Gestalt es auch sei, nur eine gemalte für uns evangelische Theologen und zumal für die theologische Jugend? Hoffentlich für die meisten, wenn wir nur an eine unmittelbar drohende Gefahr und an ein offenes Unterliegen in derselben denken. Aber jedenfalls müssen wir sie kennen, schon der anderen wegen, schon aus dem oft angeführten Grund, weil

wir wirkungslos in unserer Zeit stehen, wenn wir die mancherlei Strömungen in ihr nicht kennen. Wir kommen im Beruf mit vielen zusammen, denen jene Gefahr droht. Aber recht verstanden, geht sie doch auch uns selbst an. Wenn wir sie nicht scharf ins Auge fassen, so hüten wir uns nicht immer und überall vor ihr. Wir unterscheiden dann in unsrem eigenen innern Leben, was uns irgend zu kräftigen *scheint*, nicht genug von dem, was Stand hält. Wir meinen zu *glauben*, während wir nur *empfinden*. Wir schließen uns andern an, weil sie uns übermächtig sind; einer Partei, weil sie uns stützt und das Gefühl erweckt, wir besäßen selbst, was die anderen haben oder — gleichfalls nur meinen zu haben. Und wer erst aufgehört hat, gegen sich selbst ganz wahr zu sein, wird unbewußt auch im Wirken auf andere die Mittel brauchen, die am sichersten wirken, nein zu wirken scheinen. Auf den Dichter müssen wir noch warten, der uns in anschaulicher Gestalt dieses tiefe trübe Problem des religiösen Lebens und Aufeinanderwirkens schildert, nicht vom Standpunkt des Ueberlegenen aus, der selbst weder Kraft noch Wahrheit der Religion kennt, sondern des Gläubigen, der bangt vor Ueberschätzung einer Kraft, die nicht ganz eins ist mit der Wahrheit. Doppelt nötig ist die Beachtung dieser Gefahr jetzt am Anfang des Wegs, weil, wer sie gering achtet, nur zu leicht dem Magnet falscher Kraft anheimfällt, wenn der Wahrheitssinn, wie er in der Jugend keinem ganz fehlt, nicht rein entwickelt wird. Leicht mag, wer diese Dinge nicht frühe mit einfältigen Augen sieht, wie sie sind, sie niemals ganz erkennen.

Aber kurz freilich durfte mein Hinweis auf diese Gefahr sein. Die jugendlichen Sympathien gehören nicht einer wahrheitsverlassenen Kraft. Man hat in sich selbst genug Kraft, um nicht so leicht wie ein späteres Alter nach Stützen sich umzusehen. Man will Wahrheit in der Religion. Neben mancher „Lust am Trug“ ist doch der „Drang nach Wahrheit“ das Zeichen, unter dem Ihre jetzigen goldenen Jahre stehen. Wer den „Jüngling von Sais“ ganz unerschüttert lesen kann, ohne daß bei dem „Ich will die Wahrheit schauen“ eine Saite im eignen Innern ins Schwingen gerät, der ist kein Jüngling und im Grund verloren für die evangelische Theologie. Dem ehrwürdigen Leipziger Forscher haben gewiß alle jungen Herzen entgegen geschlagen, als er in der letzten Auflage seiner Genesis so manches Zugeständniß an die sich aufdringende Wahrheit mit den Worten Hiobs einführte: wollt ihr für Gott reden und Trug reden ihm zu gut? Merkwürdig, das Urteil gegen Gottes Advokaten ist auch ein Lieblingswort Kants gewesen. Und wer von uns würde nicht irgend einmal für Lessing schwärmen, wie er sogar das Streben nach Wahrheit, nicht die Wahrheit sich erbittet. Ja sie darf wohl über uns kommen, die heilige Stimmung, daß wir uns entschließen, nichts zu wollen als die Wahrheit, selbst wenn uns nur ein immerwährendes Suchen beschieden wäre. Möchte mehr unter uns von diesem Sinne sein, als von dem weiter verbreiteten, der sich etwas zu gut thut auf sein Wahrheitsstreben, wie wenn das nicht einfach unsere Pflicht wäre, der darum groß thut mit dem Abwerfen überlebter „Vorurteile“ und jeden kritischen „Fund“ — auch den andere ge-

macht haben — laut verkündigt, zumal solchen, die nicht in der Lage sind, zu widersprechen. Und doch wissen wir wohl, das Lessingwort hat ein Doppelgesicht. Ist es, streng genommen, wahr und ist es recht? Kann man wirklich auf jede Hoffnung verzichten, daß die Wahrheit zu finden? Und dürfte man es? Wo bliebe die Kraft weiter zu suchen, und würde ein solches zielloses Streben noch Kraft gewähren? Wohl mag der einzelne eine Weile leben vom Suchen ohne Finden. Er bringt aus dem Frieden des Elternhauses, aus dem tiefen Brunnen der Vergangenheit einen reichen Schatz von Kraft, daraus schöpft er, während er sich und andern beweist, daß das alles „vergangen ist." Die kleine Welt der Kindheit ist ihm zu eng geworden, unermeßlich groß dehnt sich vor seinem Blick die weite freie große Welt. Und doch wir giengen zu Grund in dieser, wenn jene ganz versunken wäre. Aber das braucht man nicht zu schildern, das erleben wir irgendwie alle. Sie haben vielleicht jüngst im „Archemoros" die schöne Geschichte gelesen, wie einer endlich merkt, daß sein Freund ein blaues und ein braunes Auge hat, und Sie wissen noch, wie er zu dieser entscheidenden Entdeckung kam; das Heimatsdorf war ihm wieder eingefallen mit dem Bach und den Sternen drüber. . . . . Aber die Menschheit kann nicht ohne Wahrheitsbesitz sein, sonst stirbt sie an Entkräftung. Ohne Gewißheit eines Ziels, eines höchsten Werts, ohne Ueberzeugung vom Sinn all dieses Werdens und Vergehens, Ringens und Entsagens kann die Menschheit nicht leben. Und wenn jetzt nicht wenige für den Gedanken der Entwicklung sich begeistern, indem sie selbst zu erkennen meinen,

daß uns ihr Ziel immer verborgen bleibe, ja wenn andere sich darnach nennen, daß sie nichts wissen als daß sie nichts wissen, aber nicht als Anfang der Weisheit wie einst Sokrates: so können sie sich nur begeistern, weil sie den Gedanken dieser unbekannten Entwicklung und ihren Agnosticismus mit der Weihe der Gewißheit umkleiden, darin wenigstens ihr Wahrheitsuchen für sie ein Besitz geworden ist.

Also giebt es **Wahrheit, die nicht Kraft** ist: natürlich nicht im höchsten Sinn Wahrheit, davon gingen wir ja aus. Aber was sich als Wahrheit darbietet, ein bloßes Streben nach Wahrheit. Weil jedoch dabei wir Menschen nicht stehen bleiben können, weil irgendwie sich doch jeder seine Weltanschauung bildet, so darf ich Sie erinnern, wie dann erst recht als „Wahrheit" behauptet wird, was nicht Kraft ist. Dabei gedenken wir zuerst derer in Ehrerbietung, die streng in den Anforderungen an das, was sie Erkennen heißen wollen, die ganze höhere Welt des Wahren, Schönen und Guten nur für eine Welt der Ideale halten, und doch mit beschämendem Ernst sich beugen unter diese Gottheit, von der sie nicht zu sagen wagen, daß sie ist. Aber die höchste Kraft ist solche Wahrheit nicht. In unsern Studentenjahren erzählte man sich gern, wie ein früh seine Kraft verzehrender Kämpfer dieser Weltanschauung, uns doppelt teuer, weil er für die sociale Not Herz und Kopf einsetzte, lang eh dies wie für uns dringlich geworden, wie er im Garten der Universitätsstadt manchmal gesehen worden sei, in seiner müden Hand das Neue Testament haltend, das Zeugniß von der Wirklichkeit unsrer höchsten Werte.

Nicht so nahe dem Reiche Gottes und seiner Kraft steht jener ästhetische Glaube an das Recht der schönen Natur, der reichen Individualität, „die poetische Gestaltung der Persönlichkeit in ihrer schöpferischen Kraft", — ein Glaube, von dem in den Jahren des Werdens jeder Gesunde angezogen werden kann, und der doch, festgehalten und ausgebildet, so leicht zum Feinde des christlichen Glaubens wird. Aber es scheint, daß seine Herrschaft im Schwinden begriffen ist. Unendlich weiter verbreitet ist ein anderer entschlossenerer Geist, der sich den Geist der Wahrheit nennt und doch ein kraftloses Evangelium verkündet, das der Materie. Ersonnen von einsamen Denkern, dann praktisch geübte Geheimlehre in „wohlsituirten" Kreisen ist es jetzt Gemeingut breiter Massen geworden. Würde diese „Wahrheit" einst, wenn die „Vererbung" der alten „Wahngebilde" nicht mehr sich geltend machen kann, Gemeinbesitz der Menschheit, sie würde das verloren haben, worin sie seither ihren Adel gesehen, das Gute, wofür wir verantwortlich sind, das, wovon man sagen konnte, „das ist er, das ist sein eigen." Sie würde an dieser „Wahrheit" ihre „Kraft" eingebüßt haben. Und wenn wir es verstehen können, wie Menschen im harten Kampf ums Dasein, ohne Fähigkeit selbst zu prüfen, solcher „Entdeckung" der „Wissenschaft" zufallen, so wenden wir uns schmerzlich von so manchem Verführer ab, der immer das Wort auf den Lippen „ich will nur wahr sein" mit Wort und That sich Lügen straft, schon weil er „wissen" könnte, daß kein „Wissen" den Geist leugnen kann, den Geist, den er nur benützt, um ihn in den Staub zu erniedrigen. Es giebt Wahrheit, die keine Kraft

ist, nicht nur weil sie das Leben verödet und verwüstet, sondern auch weil sie gar keine Wahrheit, nur Thorheit und Einbildung ist.

Doch, Sie werden sagen: weder jene wahrheitverlassene Kraft noch kraftarme Wahrheit lockt uns. Wir wollen die Wahrheit, die Kraft ist, und die Kraft der Wahrheit. Gewiß, wir sind schon zu Anfang einig geworden, das sei unser Ziel. Aber gerade deshalb muß ich noch auf einen Weg hindeuten, der vielleicht der gefährlichste Abweg ist: **Wahrheit und Kraft in scheinbarem Bund,** in voreiliger Einheit; ein Bund, der nicht fest steht, eine Einheit, die keine innere ist, bei der beides notleidet. Nur muß ich hier ausdrücklich sagen, wie diese Betrachtung gemeint ist. Weder will sie irgend auch nur alles nennen, was man erwarten mag; noch will sie Dinge nennen, die für jeden Bedeutung haben. Am allerwenigsten soll, zumal das Nächstfolgende, ein persönliches Urteil enthalten über die Vertreter eines solchen Standpunkts. Man kann sich vor Personen persönlich in Achtung beugen und doch im ehrlichen offenen Kampfe stehen. Solcher Kampf aber dünkt mir nötig, weil Gefahr ist, daß manch edle junge Kraft, durch die Versicherung der Einheit des Glaubens und Wissens angezogen, zu früh in einen Frieden sich einführen läßt, der nicht ohne Einbuße an Wahrheit und Kraft genossen werden kann. Es ist ja eine hohe Botschaft, daß unser Christenglaube mit keinem Ergebniß des wirklichen Wissens in Widerspruch stehe. Und wir glauben das auch, wo wäre sonst das gute Gewissen? Aber was alles heißt man jetzt Ergebniß der Wissenschaft, und

wieviel Glaube wird diesem Wissen zum Opfer gebracht! Es giebt Kennzeichen dafür; ich nenne die Gedanken über die Gebetserhörung, über Sünde und Schuld, über unsre Stellung zu Christus. So viel Gutes und Schönes läßt sich sagen über die Einheit des unendlichen und endlichen Geistes, von der Erhebung über die Welt in Gott, von der Stärkung im Gebet; aber doch soll man nicht sagen, daß Gott Gebete erhört in dem schlichten Wortsinn, den jeder einfache Christ damit verbindet. Oder wohl: im geistigen Leben sei das berechtigt, da aber auch unanfechtbar vor dem strengsten Denken. Zu Herzen dringend hat uns ein edler Ungenannter geschildert, wie die überkommene Vorstellung vom Gebet nicht Stand halte vor dem Licht der Erkenntniß, wie er aber doch nicht anders könne, als beten, und wie er die Kraft des Gebets nicht missen möge. Das sind schöne Zeugnisse eines innigen und sinnigen Herzens, das sich seinen Blütengarten frommer Gefühle nicht vom kalten Wind der Gedanken verheeren lassen will; man wird wieder erinnert an jenes „Evangelium der armen Seele", das vor etwa zwei Jahrzehnten viele Gemüter bewegt hat. Aber wie man auch solche Stimmen achte und verstehe, die mehr erbaulichen, wie die mehr gelehrten, man soll zweifeln und man muß fragen, ob das Einheit von Wahrheit und Kraft ist. Recht unsanft kann, wer nicht hinter theologischer Mauer sich abschließt, von Vertretern des exakten Wissens — und natürlich nicht die „ungläubigen" meine ich hier — erinnert werden, wie wenig „Wissenschaft" in solchen Vermittelungen sei, wie unsicher der Boden, auf dem diese Gedanken von

Gott und Geist und Zweck sich erheben, die doch so sicher auftreten, daß sie dem „Glauben“ den schlichten „Glauben“ nehmen. — Was ist jene Theorie vom Gebet, dessen Erhörung ängstlich begrenzt wird? Religiös kraftlos, — nicht von den Personen, wie gesagt, ist die Rede — und wissenschaftlich haltlos. Denn die Einheit des Causalzusammenhangs, auf dessen Anerkennung man so viel sich zu gut thut, womit man den Namen eines „modernen“ Menschen sich erkauft, hat man geleugnet, wenn man auch nur eine wirkliche Gebetserhörung zugiebt rein nur auf dem geistigen Gebiet, geleugnet natürlich nicht in dem Sinn, wie jeder Christ ihn zugeben kann, sondern so wie eben die „moderne Weltanschauung“ den Gedanken versteht, wenn sie als eine Art neuer Religion der christlichen gegenübertritt, und mit dieser gerade wird jene „Vermittlung“ gesucht. — Und soll ich kurz der anderen Beispiele noch erwähnen? Giebt es Schuld im Sinn wirklicher Verantwortlichkeit? Nur ein Ja oder Nein ist möglich, aber nicht die Versicherung, daß alles frei und alles notwendig sei im sittlichen Leben. Christus aber, damit aus ganz anderem Kreis eine Illustration angefügt werde, ist er Gegenstand unseres Glaubens oder nicht? Nicht wenige sind schon wieder von dem Besten zurückgewichen, was wir dem Manne danken, der an dieser Hochschule uns vor andern nahe liegt, mit dessen Namen seltsam genug die Freunde der Schlagwörter alles ihnen Unbequeme zusammenfassen; ich meine die schlichte Betonung der Wahrheit, daß wir an Christus als die Offenbarung, die ewig höchste gebunden bleiben, nicht nur in dem Sinn, weil der Inhalt der Religion unüberbietbar ist, die Jesus

gebracht, sondern weil dieser Inhalt uns nicht persönlich ganz zu eigen wird als im Glauben an diese Person. Das war doch immer bei allem Wechsel dogmatischer Begriffe das eigentlich Christliche im christlichen Glauben.

Aber ich will darüber nicht ausführlich reden. Nur der Hinweis durfte nicht fehlen. Viel krauser und bunter ist selbstverständlich der Anblick, wenn Sie noch mit mir erwägen, wie *außerhalb des theologischen Gebiets* in der allgemeinen Stimmung des „modernen Bewußtseins" jene Mischung von Wahrheit und Kraft, jene angebliche Einheit, die zuletzt weder Kraft noch Wahrheit ist, sich darstellt. Fast jedes Mischungsverhältniß von beiden ist vertreten, zumal im Augenblick eine unglaubliche Produktivität in „Weltanschauungen" besteht, die auf wenigen Seiten als Broschüren mit oder ohne Goldschnitt sich anbieten und nicht immer so harmlos sind, wie die „Systeme", die einst auf der Universität jeder sich schaffte wie „seinen Hausbedarf an Liedern". Lassen wir die Fülle von -ismen, die beängstigend sich mehren, Spiritismus, Okkultismus, Theosophismus. Andere ziehen die Endung „tum" vor. Zum Beispiel lautet ein Programm des Cogitantentums: unser Wissen ist unser Glaube, unsre Würde ist unsre Moral, unser Cultus ist der des Göttlichen, das heißt des Schönen, Guten und Erhabenen. Unsre Religion ist der Inbegriff unsres Wissens, unsrer Würde und unsres Cultus. — Halbheit und Unfehlbarkeitsanspruch wirft diese „Weltanschauung" jener andern vor, die auch edle Namen jetzt um ihre Fahne schart, auf der „einiges Christentum" steht. Liebe ist der Kern des Christentums, frei vom Dogma erst ganz wirkungs-

kräftig. Nah verwandt wirkt die „ethische Bewegung“. Es ist kaum möglich, einen verbindenden Gedanken in diesem Mancherlei zu finden, wenn nicht den, daß der Begriff der Entwicklung das letzte Wort, der Zauberschlüssel für alle Fragen ist, aber nun weder in der vornehmen Art eines wissenschaftlichen Evolutionismus, noch in der niederen eines flachen Materialismus, sondern in der wundersamen Mischung disparater Elemente, im Dämmerlicht einer Vereinerleiung und doch wieder Unterscheidung von Natur und Geist, von nützlich und gut, von Erhabenheit und Selbstverständlichkeit. Alle Ideen, die erst so vollen Klang hatten, wie Humanität und Bildung, Cultur und Freiheit, sie sind zu einem kaum bestimmbaren Unbestimmten geworden, in dem nur jeder nach Neigung, Geschmack und Tüchtigkeit betont, was ihm gut dünkt, herrlicher Idealismus so gut wie beschränkteste Kleinlichkeit ein Unterkommen findet. Das alles aber und immer und überall mit dem Versprechen, Wahrheit zu sein und Kraft zugleich, Rettung der Menschheit aus dem unseligen Zwiespalt zwischen Kopf und Herz, Hilfe in aller Not. Es gilt nur die Augen aufzuthun für diese helle warme Sonne, es ist alles so einfach, so natürlich. Der Wille ist gut, man muß es ihm nur sagen, daß er Zuversicht zu sich fasse und den Wahn seiner Schwachheit abschüttle, und die Vernunft ist rein, — sie muß nur Glauben haben an sich selbst und die „Kritik der reinen Vernunft“ vergessen. Die „Entwicklung“ schreitet ja unaufhaltsam fort, und bald wird kein Zurückgebliebener mehr sein im Erkennen und Wollen. Freilich hören noch immer nicht alle, trotz dieser glänzenden Verheißung auf, zu fragen, ob

dieſe „Wahrheit“ wahr und dieſe „Kraft“ Kraft ſei, und halten an dem „Vorurteil“ feſt, daß es nicht ganz „klar“ ſei, wie denn die „Liebe“ das Höchſte ſei in dem großen „Kampf ums Daſein“, wenn man dieſe Liebe löſt von einem „gewiſſen“ Glauben an eine „gewiſſe“ That der Liebe, und daß es nicht ſo ganz „leicht“ ſei, dieſe Liebe in der harten rauhen Wirklichkeit mit ſeinem „guten Willen“ durchzuſetzen. Und ſo iſt es auch nicht ganz unverſtändlich, daß jener lichte Optimismus des Kopfes wie des Herzens oft unerwartet raſch, oft allmählich in — ſein Gegenteil ſich verwandelt. Wenn es ſo beſtellt iſt bei denen, die doch mit Stolz ihre kurzgeſchürzte „Lebensphiloſophie“ oder „Weltanſchauung“ beſitzen und veröffentlichen, ſo wird man ſich nicht wundern, wenn bei ihrer gläubigen Gemeinde allerlei Seltſames vorzukommen ſcheint. Zum Beiſpiel eine Trauerfeier, bei der der Redner ausführt, daß der „Heimgegangene“ über den Kinderglauben, es gebe einen Gott, als kraftvoller Kämpfer der Wahrheit hinaus geſchritten, und ſchließt, er hat „ſeinem Herrn“ gelebt und iſt ihm geſtorben. Oder man lieſt in einer berühmten Zeitung, die ganze Wahrheit würde die Menſchheit nicht ertragen, ein holder Schein müſſe ſie tröſtend begleiten, nachdem eben gerühmt war, wie die Fackel der Wiſſenſchaft in die letzten Winkel leuchtet, und der Tag des Guten im Anbruch begriffen iſt.

Aber ein ernſteres Bild mache den Schluß, damit wir die Anwendung auf uns finden. Kein Geringerer als Darwin hat geſagt, er wiſſe nicht mehr, wann er eigentlich aufgehört, chriſtlich zu denken. Je größer unſre Ehrerbietung gegen ein ſolches Lebenswerk im Dienſt der

„Wahrheit", desto größer unser Schmerz wegen solchen Geständnisses über die Stellung zur letzten Wahrheit, zur Weltanschauung. Wie gilt es uns Kleinen auf der Hut zu sein, wenn ein Großer solches erlebt. Wir mögen schon durch unsern Beruf bewahrt sein, mit Bewußtsein so zu urteilen. Aber diese Bewahrung wäre Versuchung; nur um so wehmütiger wäre es, wenn wir halb unbewußt je länger je mehr irgend einer falschen Vermittlung von Kraft und Wahrheit anheimfielen, wenn einst die späteren Jahre uns tonloser werden ließen, ärmer an Gewißheit, ärmer an Mut. Manchen unter uns hat gewiß „der Verwünschte" von Dickens tief bewegt. Wir sehen entsetzt, was wir wären ohne Erinnerung. Aber noch mehr alles Haltes und Wertes, alles wahren Besitzes baar müßten wir uns selbst erscheinen, wenn etwas nur noch Erinnerung für uns wäre, das Ideal unserer Jugend, der Glaube, daß unsrem Streben, wäre es auch nach schwerem Kampf und vielleicht erst „am Ziele unsrer Bahn", eine Wahrheit sich offenbart, die stark genug ist, uns wahrhaft frei und ewig reich zu machen.

Liebhaber von Goethe's Faust — und wer wäre das nicht — mögen, wovon hier die Rede ist, auch so sich ausdrücken. Unmittelbar empfindet ein jugendliches Herz, wie wenig der zweite Teil der großen Dichtung „Schluß" ist. Keine Kunst verdeckt es dem einfältigen Auge, das noch nicht vom Schein der Welt geblendet ist, wie wenig der eine Faust hält, was der andere sich gelobt, findet, was er sucht. Einen andern „Augenblick" hat er einst gemeint, als der ist, zu dem er nun spricht „verweile doch, du bist so schön". Der ist es nicht wert, der letzte zu sein, nicht für den, der

einſt das Wort geſprochen. Die „Klarheit“, die nach dem wieder aufgefundenen „Epilog“ der Dichter preiſt, das „wir ehren froh mit immer gleichem Mute das Altertum und jedes neue Gute“ iſt nicht Erſatz für das, was Fauſt einſt erſtrebt, für Ewigkeit, für höchſte Wahrheit und höchſte Kraft. Das „Was hab' ich, wenn ich nicht alles habe?“, oft ein übermütiges Wort am Anfang des Weges, muß uns eine mutige Loſung bleiben bis zur Erreichung des Ziels, des Augenblicks, der inhaltsreich genug iſt, ewig zu ſein, ſo daß es kein Läuten der Todtenglocke für ihn gibt, und keine Blindheit die Zurüſtung des irdiſchen Grabs freundlich zu verhüllen braucht. In dem Geſang akademiſcher Feier hat das Vita nostra brevis est eine bedeutungsvolle Stelle. Im vollen Beſitz iſt es Mehrung und Verklärung der Freude, ihres Enteilens zu gedenken. Aber im Grunde doch nur, wenn wir den guten Schluß zum frohen Anfang finden. Der rechte „zweite Teil“ zum Fauſt bleibt das Evangelium.

Dem **Evangelium** werden wir zuvörderſt das jedenfalls zugeſtehen, daß es **weder mit jener „Kraft“ noch mit jener „Wahrheit“**, die wir erwogen, **zuſammengehört**, weder auf die eine noch andere Seite dieſes Dilemmas. Fremd iſt ihm die irdiſche Glut, die weltliche Kraft des Sinnlich-Ueberſinnlichen, von dem wir uns geſtehen mußten, daß

es unserer realistischen Zeit imponirt, wie es allezeit vielen imponirt hat, als die unsrem natürlichen Menschen sympathische natürliche Religion. Unzählige Male gewiß ist das Evangelium in den Dienst solcher Bedürfnisse gestellt worden und hat ihnen von seiner Gotteskraft eine höhere Begeisterung, eine hingebendere Aufopferung mitgeteilt, als sie aus irgend einem andern Quell hätte fließen können, aber es ist nicht solche „Kraft." Auch nicht „Wahrheit", so wie wir oben das Wort verstanden, in keiner der Formen, die wir uns vergegenwärtigten. Es hat keine Erweiterung unseres Wissens bringen wollen, die dem unendlichen Wissenstrieb Befriedigung gewährte, mithin mit ihm selbst oder irgend einem wirklichen Ertrag desselben in Widerspruch treten könnte; mit „großartiger Gleichgültigkeit" hat es nach des Philosophen Zeugniß sich dazu gestellt, so gewiß es andererseits ungeahnte Bahnen auch dem Wissen frei machte. Freilich ist es oft von ganzen Jahrhunderten anders verstanden worden, aber es zeugt durch unverwüstliche Züge seines wirklichen Bildes, daß dies Mißverstand war. Und wie es von unserm Dilemma Kraft oder Wahrheit nicht getroffen wird, so ist es auch nicht bei jener, wie uns schien, falschen voreiligen Verbindung von Kraft und Wahrheit unterzubringen, bei der beide verlieren. Nicht in der Mitte zwischen zwei Einseitigkeiten steht es, sondern über ihnen. Rein und groß, herrlich wie am ersten Tag, herrlicher als die natürliche Schöpfung, das Wunder der geistigen Welt und unvergänglich in der Zeit, leuchtet es uns entgegen, das alte neue einzige ewige Evangelium, das man „erfinden müßte", wenn es nicht erfunden

wäre, und das kein Geist und Wille erfinden könnte, wenn es uns nicht geschenkt wäre; nur sich selbst vergleichbar, scharf abgegrenzt von allem andern, aber für alle alles; befehdet vielleicht mehr als je, wieder wie einst bei seinem Eintritt in die Geschichte, aber für sich selbst zeugend mit ursprünglicher Frische, jeden Angriff nur zu einem Sieg benützend, der es in neuer Herrlichkeit zeigt — und zwar das alles in der unlöslichen Einheit mit der Person dessen, dem wir es verdanken. Er verkündigt eine Wahrheit, der gegenüber wir nicht eigentlich fragen können, ob ihr eine Wirklichkeit entspricht, sondern die uns fragt, ob wir sie anerkennen, weil wir uns selber nehmen wollen, wie wir sind, und er verkündigt sie darum auch nicht, wie man sonst verkündigt, was man gefunden, entdeckt, ersonnen, sondern er selbst ist sie, und erhebt den Anspruch, daß wir sie, diese Wahrheit, die er ist, gelten lassen sollen. Gleichermaßen bietet er eine Kraft, aber eine ganz andere, als wir sie oft unter seinem Namen angepriesen sehen, nicht die gewaltsame Steigerung des Gefühls, eine Macht, der man sich beugt, um desto mehr zu bleiben, was man ist, sondern Kraft, die als einzigartige sich selbst beweist, weil sie die unvergleichliche Kraftlosigkeit überwindet, unter der jeder leidet, viele desto mehr, je weniger sie es sich und andern gestehen, Friede dem Gewissen und Mut einem mutlos an sich verzagenden Willen schenkt. So kann denn auch kein Zweifel sein, was für einen Weg er führt zum Besitz dieses Gutes, der Wahrheit, die frei macht, und der Kraft, die die höchste Wahrheit ist: den alten oft verlassenen, immer wieder neu entdeckten, für alle gangbaren: „So jemand will deß Willen thun, der

mich gesandt hat, der wird inne werden, ob ich von Gott bin oder ob ich von mir selbst rede.“ „Willst Du?“ lautet seine Frage, und seine Frage ist nicht ein Wort, sondern die That seines Willens, der eins ist mit dem Willen Gottes, der allmächtigen Wahrheit, welche die ewige Liebe ist. Und die Wirkung solcher Frage, die von ihr selbst hervorgerufene Antwort, ist Vertrauen zu der Macht dieses überragenden guten Willens, dieser höchsten Einheit von Wahrheit und Kraft, die sich selbst beweist in uns, indem sie unser eigen wird. Im Gewande der Dichtung ist vor kurzem ergreifend geschildert worden, wie uns der Unbekannte Realität werden muß, er, der uns innerlich festhält, auch wenn wir ferne von ihm irren, „als Hunger nach satter und sättigender Realität, als der Trieb nach intensivem Leben, als das Verlangen nach einem Herrn, dem man mit Stolz dienen kann.“ Aber nur die höchste Wirklichkeit hat damit der Dichter gezeichnet, wenn er schildert, wie sein „Geheimniß liebendes Selbstopfer ist“, wie die Ahnung dieses Geheimnisses durch solche geweckt wird, die sich selbst fragen, „was sollen wir einander sein?“, die statt nutzloser Reden die weltweiteste Sympathie so concentriren, daß sie einen einzelnen trifft, und so durch Verkennung und Enttäuschung hindurch zu dem Einzigen hinleiten „der besser ist als das Beste, was man beweisen kann“, so daß er selbst zu seiner Stunde dem langsam Erzogenen oder im Sturm Ueberwundenen sagen kann „sicherlich kannst du jetzt an mich glauben“. Da ist Wahrheit und Kraft in ewiger Einheit.

Die Erkenntniß dieser Einheit ist stets persönliches Erlebniß, diesen „Standpunkt“ kann man nicht

anders gewinnen als durch „persönliche Stellung“; wer ihn für den richtigen hält, wird ihn sogar für den einzigen Standpunkt halten, indeß die meisten, die soviel vom Standpunkt reden, das bescheidene Wort „Lage“ vorziehen müßten, in dem nicht soviel Persönliches, Aktives, Eigenes ist. Aber das darf ich doch hinzufügen: unsere Gegenwart, in vielen Stücken ratlos, von Zweifeln umgetrieben, von Unsicherheit über das Notwendigste bei aller zur Schau getragenen Sicherheit geängstet, wie kaum eine andere, hat manche Erkenntniß gezeitigt, die dem Suchenden eine Anknüpfung, eine freundliche Hilfe zum Erwerb jener höchsten persönlichen Erkenntniß, die ganz Besitz ist, werden kann. Es genügt die Andeutung, wie im unendlichen Fortschritt des „Wissens“ die Natur des „Wissens,“ d. h. aber auch notwendig seine Grenze uns deutlicher geworden als vergangenen Geschlechtern, wie der Reichtum des Wissens, je mehr er ins Unendliche sich mehrt, mehren kann und soll, unsere Armut uns beleuchtet hat, wenn das Wissen unser Ein und Alles wäre, wie wir aus der unermeßlichen Welt um uns auf die kleine und doch einzig große innere Welt zurückgewiesen sind, ohne die jene für uns nicht wäre und nichts wert wäre, in den „Burgfrieden des inneren Lebens“, des Willens und Gefühls, des Seinsollenden in seiner überragenden Wirklichkeit. Für diese Stimmung ist auch unsre Religion, oder sie sollte es sein und ist es doch schon für viele wieder, wenn sie auch auf dem Markt des Lebens oft zurücktreten, nicht eine seltsame Ausnahme mit ihrer Frage „willst du das Gute“? Man beginnt zu verstehen, daß alle Weltanschauung ihre

Wurzeln von jeher nie im gleichgiltigen Verstand gehabt, sondern in der wertempfindenden Vernunft. Man wird von dem bedrückenden Wahn frei, als ob nur unser Evangelium an den Willen sich wendete, dagegen die andern Antworten auf des Lebens Rätsel an das Wissen, als wäre jene Antwort ungewiß und diese gewiß. Man öffnet, wenn erst dieser Bann gebrochen, das unbefangenere Auge auch dem wirklich Einzigen in unsrer Religion, jenem Anspruch des Einzigen, daß Er selbst in seiner Person die Wahrheit und die Kraft Gottes zur Rettung sei. Es sind doch viele Nebel im Schwinden, die uns die Sonne gar nicht sehen lassen wollten, wie sie ist. Ungeheuer ist der Fortschritt, der im Rückschritt falscher Erkenntnißzuversicht liegt, in der wachsenden Erkenntniß, was Weltanschauung ist und was für eine allein wahr sein kann. Es ist Frühlings Erwachen, wenn der „Philosoph des Glücks“ schreibt: „was keine anhaltende ruhige sittliche Kraft giebt, das ist nicht wahr; und was solche Kraft verleiht, das muß Wahrheit wenigstens in sich tragen. — Dieser Satz gehört an die Spitze jeder künftigen Philosophie, die der Menschheit etwas mehr wert sein soll als die bisherige.“ . . . . „Glück ist nur durch den Entschluß, an einem großen geistigen Zweck mitzuarbeiten. . . Wo ist die Kraft dazu? . . Das muß durch eine Kraft geschehen, die natürliche Selbstsucht zu entfernen . . . und das ist eigentlich das ganze Problem aller Philosophie und Religion.“

Viel zu weit würde es führen, wollte ich zeigen, wie auch in der Theologie diese edelsten Keime neuer Bildung mitten in dem trüben Bild des Zerfalls dankbar verwendet werden. Ich unterlasse es um so

mehr, als auch jeder Schein vermieden werden mag, als solle hier für eine bestimmte Richtung der Theologie Stimmung gemacht werden, so gewiß jeder mit der ganzen Person für die seinige einsteht. Aber darf man nicht schon jetzt „im Glauben" über aller Parteien Gunst und Haß sich erheben zu der Ueberzeugung, weit über die Grenzen der „Schulen" hinaus wachse in einer oft nach dem Angesicht sich fremden, doch innerlich verbundenen Gemeinde das schlichte und doch starke Einverständniß: der Beweis für die Wahrheit des Evangeliums muß so ganz aus seinem eigensten Wesen geführt werden, daß er dem „Ungebildetsten" wie dem Gelehrtesten gilt. Darum kann nichts Anderes Ausgangspunkt sein, als was uns alle ergreifen kann, will und soll, das Gute und sein Gegenteil, die Schuld. Einen alle zwingenden Verstandesbeweis *will unsere Religion* nicht haben, sie müßte ihr Wesen ändern und würde ein Raub der klug Spekulirenden; und *kann das Wissen* nicht geben, das erst weiß, was es selber ist, so daß ein Zwiespalt doppelter Wahrheit auch nicht vom Argwöhnischesten vermutet werden darf. Und mit jenem innersten Wollen und Nichtkönnen schließt sich erlösend und versöhnend die Größe der Geschichte zusammen, deren Namen wir dankbar tragen, weil sie uns Gottes Offenbarung ist. Wohl ist manchem in dieser Gegenwart voll Zweifel und voll von Keimen neuer Zuversicht zur alten Wahrheit das Wort zu Sinn gekommen: „Er offenbarte sich unter einer andern Gestalt." So gewiß Er es ist, kann jede Gestalt sein Bild nur deutlicher machen und verherrlichen.

II.

Sehr verschieden läßt sich die große Sache ausdrücken, die hier gemeint ist. Jeder wird es in seiner Weise thun. Auch Sie werden stillschweigend den Gedanken oft anders gefaßt, in andere Worte gekleidet, in anderer Reihenfolge der Sätze sich vergegenwärtigt haben. Dennoch können wir in der Hauptsache, die allein als Grundlage für unsre fernere Unterredung in Betracht kommt, weithin einig sein. In dem Geständniß jedenfalls, daß diese Stellung zu unsrer Religion, das heißt aber für uns zugleich zu unsrem Beruf eine hohe herrliche ist, wenn wir anders sie unsre persönliche Stellung nennen dürfen. Ja, daß sie die rechte, die beste, die eigentlich allein mögliche ist, so sehr, daß, wenn wir sie nicht gewinnen könnten, wir andern Bahnen uns zuwenden müßten, nach dem Urteil des eigenen Gewissens, ja auch nach dem Urteil Fernstehender. Zum allermindesten kann sich jeder hineindenken in die geschilderte persönliche Stellung, die unleugbar vor den andern klare Vorzüge hat; muß sich hineindenken, wenn er den Vorwurf sich ersparen will, das wenigstens Mögliche leichthin als nichtig gering geachtet zu haben. Wir sind also in der richtigen Stimmung zu fragen: **Wie gewinne ich jene Stellung?** denn wir erkennen ihren Wert. Aber mehr als das. Wir ahnen den Weg, der zu diesem Ziel, wenn es überhaupt erreichbar ist, allein führen kann. Der Weg ist beherrscht vom Ziel: in dem Maß

ist das mehr der Fall, als das Ziel ein hohes, geistiges, sittliches, religiöses ist. Unser Studiengang ist beherrscht von dem Studienziel, das uns vorschwebt. Noch etwas Bestimmteres sogar haben wir schon aus dem bisher Erörterten für diesen zweiten Gang gewonnen. Die persönliche Stellung, die wir, wäre es auch nur einmal versuchsweise, erstreben, jenes persönliche Zusammenwachsen mit dem Dienst am Evangelium als der höchsten Wahrheit und Kraft, können wir unmöglich gewinnen nur durch wissenschaftliches Studium. Ist jenes Ziel überhaupt erreichbar, dann gewiß nur auf dem Weg persönlicher Hingabe. Was allen Christen gilt, gilt uns auch und ganz besonders, um unsres Berufes willen. Das ist so selbstverständlich, daß man sich fast scheut, es auszusprechen, und doch ist es ein irreparabile damnum, wenn man versäumt, dies Selbstverständliche sich ganz klar zu machen. „Das schwerste Studium des Menschen ist der Mensch," das Wort gilt uns für unser Studium eigenartig und einzigartig, rein persönlich. Aber auch die wissenschaftliche Vorbildung zu unsrem Beruf steht ganz unter dem Zeichen des Ziels, das wir uns vergegenwärtigt haben. Im Grunde hängt beides aufs engste zusammen; bei uns Theologen findet mancher die Thüre zum rechten Studium nicht, weil er sich selbst nicht studiren will. Die Aufgabe, von beidem zu reden, könnte freilich mutlos machen. In der ersten Frage gilt es den Predigtton meiden, in der zweiten nicht zu vergessen, wie unendlich verschieden die Bedürfnisse der einzelnen sind. Aber wenn wir die Schwierigkeit ehrlich erkennen, läßt sich doch vielleicht einiges nicht ganz ohne Frucht sagen.

Und zwar fassen wir **zuerst unser wissenschaftliches Studium** ins Auge. Vom Persönlichen ist schon lange die Rede gewesen, nichts ermüdet aber leichter als das Reden von dem, wobei wenig auf Worte, alles auf die That ankommt.

Zielbewußt und zweckgemäß! So allgemein die Worte klingen, an dieser Stelle unsrer Betrachtung bedeuten sie für uns etwas Bestimmtes. Zielbewußt: unsres Studirens Ziel sei mit Bewußtsein jene Ueberzeugung, die allein uns selbst befriedigen kann, allein für andere wirksam macht. Man redet jetzt viel von „Streberei". Damit, daß wir andere dieses Fehlers anklagen, schützen wir uns selbst nicht. In eines Theologen Lexikon soll das Wort nicht stehen. Man muß, zumal in der Jugend, auch einen ehrlichen Haß haben. Lassen Sie ihn der Streberei gelten, der Versuchung zu ihr im eigenen Herzen! Strafen Sie das Wort eines bedeutenden Mannes durch Ihre That Lügen, daß nur wenige Jünglinge aus den höchsten Beweggründen zum geistlichen Beruf sich vorbereiten! Und weil ein rechtschaffener Haß gut ist nur als Gegenpol reiner Liebe, so sei unser Streben nach Ueberzeugung der Tod aller Streberei. Das Wort ist auch noch immer wahr: „es wird euch das Uebrige alles zufallen"; für unsre Schwachheit ein großer und berechtigter Trost. Wenn wir aber mit klarem Bewußtsein das höchste Ziel uns setzen, das Wesen unsrer Religion, der wir dienen wollen, als höchste Wahrheit zu erkennen, weil wir bei allem uns fragen: fördert es uns in diesem Höchsten?, so ist

uns mit dem „zielbewußt“ auch das klar, was „zweckgemäß“ für uns ist. Lassen Sie uns auch das ganz einfach ausdrücken: es ist so viel als gründlich und der besonderen Art unseres großen Gegenstandes entsprechend.

Gründlich zunächst. Darüber sind wir ja einig, daß zum geistlichen Beruf keiner ohne tüchtige theologische Bildung zugelassen werden soll. Von zwei Seiten wird das bemängelt. Schon Strauß fand, der Betrieb der theologischen Wissenschaft sei das geeignetste Mittel, um jenem Beruf innerlich entfremdet zu werden, und sah die Zeit nahe, in der man mit Recht Gevatter Schneider und Handschuhmacher, ungebildete Laien und Conventikelhäupter als die wahren, einzig möglichen Diener der christlichen Religion betrachten könne. Ebenso rufen heute unter bekannten Nöten die vermeintlich besten Freunde der Kirche nach Laienpredigt, und in den rechten Schranken wie viel könnte sie zweifellos leisten! Aber wir wissen schon, dort will man keine Theologie, weil man nur eine „Wahrheit“ kennt, die das Evangelium für Irrtum hält, und hier, weil man zwar für eine gewisse Art von Kraft, aber nicht für die volle ganze Wahrheit Sinn hat. Wenn aber überhaupt Theologie sein soll, dann natürlich nur die gründlichste, die genaueste Erkenntniß des Wesens und der Wahrheit unsrer Religion. Nicht ohne einen Schein der Wahrheit könnte man das Gegenteil behaupten. Manchmal sind nämlich die wirkungsreichen Prediger und Seelsorger gerade diejenigen, deren theologische Bildung eine recht bescheidene ist; und so ärmlich wollen wir nie werden, daß wir das Gute herabsetzen, wo immer es sich finde. Aber bei genauerem Zusehen, meine ich, wäre der

umgekehrte Schluß aus jenen Thatsachen, der für unseren Satz günstige, der richtigere. Nämlich wie viel mehr hätten doch solche Männer wirken können, wenn sie zugleich bessere Theologen gewesen? Gerade weil sie es nicht waren, stießen sie oft unbewußt viele zurück, oder konnten doch vielen nichts sein, während hiervon naturgemäß weniger laut geredet wurde, als von ihren Erfolgen. Auch, und es hängt eins mit dem andern zusammen, waren diese Erfolge selbst häufig mehr solche der Heilung, der Rettung Verlorener, die doch dann nicht wirkungskräftig wieder für andere wurden. Rettung der Verlorenen ist freilich die höchste Aufgabe, aber eben nicht nur, damit ihr Leben ein „getröstetes Elend" werde, wie groß das auch ist, sondern damit sie „hingehen und Frucht bringen und ihre Frucht bleibe". Der Herr selbst hat einen Paulus, einen Matthäus gerettet und auch die Kleinen in seinen Dienst berufen, daß sie Salz und Licht der Welt werden. Um aber das Höchste zu wirken, wird man, unbeschadet der vielen Ausnahmen, die auch hier nur die Regel bestätigen, das Beste haben müssen, und eine Seite desselben, eine wichtige, wenn auch gewiß nicht die höchste, ist und bleibt die Erkenntniß, die „gründliche" des Christentums. In diesem gründlich aber liegt ein Doppeltes, das sich zu widersprechen scheint und doch notwendig zusammengehört: die wahre Weite und die wahre Enge, eine umfassende und eine gesammelte, sich beschränkende theologische Bildung.

Eine umfassende. Umsonst lernt man auch nicht das Geringste; aber wem ist die Reue darüber erspart, etwas nicht gelernt zu haben, wozu Gelegen-

heit sich bot? Denn so unermeßlich reich ist das Leben, in das uns der geistliche Beruf ganz besonders tief hineinführt, daß es Gelegenheit bietet, geradezu alles, was wir wissen und können, anzuwenden, in den Dienst unsrer großen Aufgabe zu stellen. Wie Spleiß seine Mathematik verwertete, Flattich sein gescheites Verständniß des praktischen Lebens, Schleiermacher seine fast unbegrenzte Vielseitigkeit, J. V. Andreä seine ökonomische Erfahrung, das bezeugt ja manche Geschichte, die von Mund zu Mund geht. Und selbst was nicht unmittelbar sich verwerten läßt, ist unschätzbar als Stärkung des eigenen Kraftgefühls, der innern Freiheit und Sicherheit, deren Mangel so schwer drücken und das amtliche Wirken zur Last machen kann. Es handelt sich auch bei dieser einfachen Erinnerung an fast Selbstverständliches keineswegs nur um die hervorragenden Männer in unsrem Beruf. Im Gegenteil, sie noch am ehesten können ohne Schaden von dieser Regel sich dispensiren. In der Gemeinde eines wohlmeinenden Pfarrers klagten Bauern, daß der Predigt, wie sie sagten, so schwer zu folgen sei. Sie sprachen halb unbewußt ein Urteil darüber, daß das collegium logicum war gering geachtet worden. Viel feinfühliger, als man meint, ist meist auch die einfachste Landgemeinde dafür, ob ihr Geistlicher über eine geordnete Begriffswelt verfügt oder mit dogmatischen Einfällen wirtschaftet, so wenig sie natürlich stark schematische Entwickelung jener Begriffe haben will. Wie ungeschickt vollends sind wir für die große Aufgabe, in so ernster Zeit der Glaubenskämpfe, wie wir sie erleben, unsern Gemeinden Erzieher zu sein zu einem nur von der Sache bestimmten Urteil, wenn

wir ſelbſt nicht weiter gekommen, als zum Nachſprechen von Formeln, und wären es auch die beſten, ſei es nun einer „liberalen“ oder „orthodoxen“ Theologie. Mangel an dogmatiſcher Bildung hat öfter, als man meint, eine Gemeinde religiös geſchädigt, ſo gewiß und gerade weil wir berufen ſind, ihr mehr zu bieten als Dogmatik. Ein anderes Beiſpiel. Der Streit über die Civilehe vor zwei Jahrzehnten, über die Feuerbeſtattung heute muß das Anſehen unſres Kleinods ſchädigen, wenn wir, vielleicht im beſten Eifer, aber ohne genaue Kenntniß behaupten, für das Evangelium zu ſtreiten, während wir, möglicherweiſe mit dem allergrößten Recht, eine gute Sitte verteidigen. Unzählige leiten wir dadurch an, was das Größte, Freiſte, Ewige iſt, für etwas Beſchränktes, Kleines, Vergängliches anzuſehen, dadurch aber den wahren unverwiſchbaren Gegenſatz von Welt und Gottesreich gar nicht deutlich zu erkennen und ſo mit einem Schein des Rechts der innern Entſcheidung auszuweichen, auf die wir berufen wären ſie hinzuleiten. Ich will nicht ausführen, welches Maß gediegener Kenntniſſe kulturgeſchichtlicher und ethiſcher Art wir im Amte bedürfen, um auch die ſcheinbar einfachſten Fragen des Verkehrs mit unſern Gemeindegliedern ſicher zu beantworten, und wie der mit Recht geprieſene und freilich zu oberſt nötige Takt ohne feſte Grundlage ſolcher Kenntniſſe überhaupt nicht ſich bewähren kann. Vor allem aber laſſen Sie uns auch hier bedenken, wie wir die bibliſchen Wiſſenſchaften gar nicht zu gründlich-umfaſſend treiben können. Weh' uns, wenn am Oſterfeſte der Gedanke uns peinigen müßte, wir ſtehen auf „ſicherem“ Boden vielleicht nur, weil wir

diesen Boden nie ganz genau und nach allen Seiten durchforscht, wenn bei der Predigt über ein Wort des Herrn von seiner Wiederkunft eine gefällige Redensart uns und andere über die Schwierigkeiten hinwegtäuschte, die in solchen Worten liegen. Die „Kritik" handelt doch wirklich nicht nur von gleichgiltigen Dingen und kann nur dem nichts mehr anhaben, der durch ihr Feuer hindurchgegangen und vor der schwersten, der Selbstkritik, sich nicht scheuen muß, ob er guten Gewissens sagen darf, daß er jene wahrhaftig kennen gelernt. Es ist ja gewiß eine Lebensfrage für den evangelischen Geistlichen, daß er Gründe habe für seinen Glauben, das Testament des Herrn zu vollziehen, so oft er zum Abendmahl einlädt. Aber wer kann eine so entscheidende „kritische" Frage „kritisch" entscheiden, wenn er nicht den Betrieb, die Methode dieser Wissenschaft gründlich kennen gelernt hat?

Und doch mahnt gerade diese Ueberlegung, daß wir die andere Seite unsrer Losung „gründlich" nicht vergessen: in der „Beschränkung zeigt sich der Meister". Gilt das überall, so doch ganz besonders uns. Zu dem Zweck, die persönliche Stellung zum geistlichen Beruf zu gewinnen, die uns als herrliches Ideal vorschwebt, ist selbstverständlich nicht alles gleich wichtig, wie ernst es uns auch mit dem andern war, daß alles wichtig ist. Von einem alten Praktikus in diesem unsrem Beruf wird erzählt, daß er einen sehr bedenklichen Herrn, der ihn immer versicherte, wie gern er ein überzeugter Christ würde, wenn nur die Erzählung von der Herde bei Gadara nicht in der Bibel stände, mit der Frage zur Vernunft brachte: hat Blücher auf dem Vormarsch nach Paris um jedes

ärmliche Felsennest sich gekümmert? In der That muß in jedem jungen Theologen etwas vom Marschall Vorwärts so gut wie vom Fabius Cunctator stecken. Unser Studium muß als zweckgemäß gerade auch darin sich beweisen, daß wir alles zu dem höchsten Zweck in Beziehung setzen, indem wir das Kleine vom Kleinlichen und das Kleine vom Großen zu unterscheiden wissen. Fragt man nun die Gelehrten, was die Hauptsache überhaupt und zumal in der Gegenwart sei, das es zu jenem Zweck zu studiren gilt, so erhält man die Antwort: Wesen und Wahrheit des Christentums, wozu wir in der That schon oben geführt worden sind. Und hört man sich um im vertrauten Kreise theologischer Jugend, so wird man zu demselben Ergebniß geführt. Zwei Dinge, heißt es dann meist, machen uns die größte Not: wie wollen wir uns und andern recht einfach klar machen, was unser Christentum ist, und warum wir das für die beste Religion halten, nicht nur bisher, sondern für immer; und dann, warum ist dies Beste für immer verknüpft mit dem einen Namen, nach dem wir uns heißen, als dem einzigen; kann man denn das Christentum nicht haben ohne Christus, und steht er so fest, so unausreißbar in der wirklichen Geschichte, daß man darauf hin es wagen kann „gestern, heute, in Ewigkeit"? Das alles brauche ich ja nur anzudeuten, es lebt in uns allen, sei es noch als banger Zweifel, sei es als unvergleichliche Gewißheit. Also darauf muß unser Studium im letzten Grunde abheben, dies δος μοι που στω gilt es zu gewinnen. Und weil dazu nicht alles gleich unmittelbar hinzielt, gilt es von Anfang an sich zu beschränken, bei aller Weite des

Umkreises den Mittelpunkt nicht zu vergessen. Es ist unter Umständen auch eine Ehre, nicht alles zu wissen, auf manche Frage die Antwort schuldig zu bleiben. Und schon das Handwerkszeug muß so beschafft werden, daß es für jenes eine große Meisterstück geschickt ist. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie unmöglich es ist, über Gebetserhörung und Wunder etwas Befriedigendes zu sagen, wenn man nie in die philosophische Schule eintritt, die auch die reine Vernunft einer Kritik unterwirft, die uns Wissen und Wollen in ihrem Unterschied und ihrer Bezogenheit verstehen lehrt. Oder wer kann von der Bedeutung des geschichtlichen Christus für unsern Glauben mit gutem Gewissen reden, ohne über die Gründe und Grenzen geschichtlicher Wahrheit nachgedacht zu haben? — Nur „sehe jeder, wie er's treibe". Die Thüre, die zur Gewißheit führt, ist nicht für jeden dieselbe, hier wo von der wissenschaftlichen Gewißheit die Rede ist. Es wäre seltsam, wenn einer seine Gabe vernachlässigte, um da zu arbeiten, wo er keine hat, und glücklich, wer früh von der Selbsttäuschung frei wird, daß er zur Urkundenforschung berufen, indeß er ästhetisch beanlagt ist. Dennoch gibt es ein Maß theologischer Bildung in jenen Grundfragen, das keiner sich herabmindern darf, ohne daß er und andere Schaden leiden. Berühmte Männer sind schon oft gefährlich geworden, wenn das Ansehen, das sie mit Recht auf ihrem Gebiet genossen, ihnen zuerkannt wurde da, wo sie Dilettanten waren, und sie selbst waren zuletzt nicht, was sie hätten sein können und sollen, weil die Lust an erfolgreicher Spezialarbeit sie über die Unsicherheit ihrer „persönlichen Stellung" hinwegtäuschen konnte,

ohne daß sie nachher noch die Kraft besessen, das Versäumte nachzuholen.

Zweckentsprechendes Studium schien uns gründliches, in dem wahre Weite und Enge widerspruchslos eins ist; sodann aber auch sachentsprechend in dem engeren Sinne, daß unser ganzes Studium immer die Eigenart seines Gegenstandes im Auge behalte, das heißt insbesondere, daß wir unsre Religion in allen ihren Beziehungen, wie die verschiedenen Disciplinen sie uns zeigen, gar nicht nur als Sache der Betrachtung, der Theorie, sondern wie es in Wirklichkeit ist, des ganzen vollen Lebens verstehen lernen. Welch große Fortschritte hat uns hierin die jetzige Behandlung der Kirchengeschichte gebracht. Ein Chrysostomus, Scotus Erigena, Franziskus von Assisi, wie lebenswarm treten sie vor uns auf dem Hintergrund ihrer Zeit, in der wunderbaren Einheit der mannigfaltigsten Strebungen. Aber lassen Sie uns das noch immer besser lernen, besonders in der Betrachtung der Gegenwart dieselben richtigen Maßstäbe anwenden. Die Verbindung des Dogmatischen mit dem Ethischen, der Person mit der Theologie, der Erprobung im Leben mit der Klarheit der Begriffe zu beachten und zu verstehen, das ist in unsrer Religion eine unweigerliche Aufgabe, auch wenn wir nur als Beobachter, aber als ernsthafte, sie kennen lernen wollten. Sie wissen, welchen Eindruck Tholuk von dem Baron von Kottwitz empfieng, und wie viel unmeßbare Einflüsse von des ersteren Person, wohl mehr als von seiner „Theologie“ ausgegangen sind, aber seine Person gehörte recht verstanden zu seiner Theologie. Wir dürfen, gerade wenn wir sachgemäß ver-

fahren wollen, mehr als gewöhnlich geschieht, an das „gedenke, von Wem du gelernt hast", uns erinnern. Es ist kein Vorwurf, sondern ganz in der Ordnung, daß Personen auf unsre theologische Entwickelung wirken, und, wenn ich so sage, gedenken Sie wohl mit mir, sei es eines Freundes, sei es des Vaters und der Mutter, auf deren Urteil, auf deren Einverständniß im Wichtigsten, Letzten zuletzt, wenn die Hüllen fallen und kein Schein mehr ist, uns mehr ankommen wird, als auf den Beifall einer ganzen Welt.

Es ist mir aber zu Mut, als ob Sie längst bereit wären, mich zu unterbrechen mit dem Einwand, das möge alles recht und gut sein, aber woher die Zeit nehmen zu solchem zweckgemäßen Studium? Gerade wenn man diesen Einwand nicht leicht nimmt, weil man ihn selbst sich gemacht, darf man ihn einen sehr erwünschten nennen, vorausgesetzt, wie wir das unter uns dürfen, daß er keine bloße Ausflucht ist. Erwünscht nicht, weil ich meinte, ihn auf eine besondere Weise entkräften zu können, sondern weil es uns gut thut, uns in der Ueberzeugung zu stärken, daß man gar nicht lange von ihm reden soll. Denn hier gilt jedenfalls „im Anfang war die That." Zeit haben hat immer geheißen: die Zeit ausnützen. Bekanntlich hat Cavour gesagt, wenn er etwas schnell besorgt wissen wolle, wende er sich grundsätzlich nur an die Meistbeschäftigten; die, welche viel Zeit haben, haben nie Zeit. Zeitbenutzung ist eine Cardinaltugend großer Männer gewesen, die sonst wenig Aehnlichkeit hatten und in der Art der Zeitverwendung sogar verschieden

waren, bald pedantisch, bald großartig. Es ist eine gute Gesellschaft, in die wir dabei eintreten, Luther, Kant, Friedrich der Große, Franklin und wie sie alle heißen. Daß wir nur auch hier die güldene Regel der Individualität hoch halten. Was ihm frommt, muß jeder selbst erproben: ob er zu den Frühaufstehern oder den Spätschläfern gehört nach des sinnigen Psychologen Einteilung, ob es im Busen helle wird, wenn „in unserer stillen Zelle die Lampe freundlich wieder brennt", oder ob ihm auch für sein Studium die rechte Gunst erwiesen wird, „in Berg und Thal, in Wald und Feld". Wenn er nur zu den „Trägen" nicht gehört oder, wenn auch das nicht, doch zu den Unklugen, die nie die Fingerzeige ihrer Natur bemerken und darum nie ihre Natur beherrschen lernen, weil sie nur von dem sich in Dienst nehmen läßt, der sie verstanden hat. Zeitausnutzung ist schließlich nicht zum geringsten Ertrag des privatissimum, das jeder über individuelle Seelendiätetik sich selbst zu lesen hat. Und wie viel leichter hört es sich in akademischer Freiheit! In den heilsam notwendigen Schranken des späteren Lebens wird kaum einer ein rechter König seiner Zeit sein können, der es nicht frühe gelernt hat. Weil es sich also in diesem wichtigen Stücke ganz um die Eigenart des Einzelnen handelt, haben auch alle allgemeinen Weisheitsregeln wenig Wert und pflegen verdientes Gähnen hervorzulocken. Außer den mit Recht gerühmten Andeutungen in Hilty's „Glück" ist, scheint es mir, ein Wort des besonders arbeitsreichen Dr. Barth wert, vor der Vergessenheit geschützt zu werden. Auf die Frage, wie er denn so vieles in seinem Leben fertig gebracht,

antwortete er, dreierlei habe er immer befolgt: ich that eins nach dem andern; ich that das Schwerste zuerst; was ich nicht konnte, that ich gar nicht. Ueber das frühe Lernen überhaupt aber brauche ich nicht ausdrücklich zu reden. Von bekannter Seite sind eindringliche Worte der akademischen Jugend wieder ans Herz gelegt worden: „was man von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück;“ und vor kurzem hat unser Altreichskanzler in seiner Weise darüber ein Collegium für seine Göttinger gehalten. Auch ist es ein Hannöver'sches Dichterwort „frühe säe deinen Samen, was gethan ist, ist gethan.“

Allerdings, welche Auswahl man unter den sich bietenden Lernstoffen, seien es Vorlesungen oder Uebungen oder Bücher treffen soll, das macht mit Grund auch einem mutigen jungen Blut schwere Sorgen. Denn die da und dort üblichen „Anweisungen“, die wohlmeinende Fakultäten den Ratbedürftigen anbieten, sind meist entweder so allgemein, daß sie gerade das nicht enthalten, was man wissen möchte, oder so speziell, daß man erst recht dann zweifelhaft wird, was man thun soll. Da dürfte persönlicher Rat noch mehr wohl, als geschieht, erbeten und gegeben werden, doch ist er oft teuer, schon weil der Gefragte nicht mehr genug in die Anfänge seiner eignen Arbeit sich hineinversetzen kann und zu maßlosen Forderungen neigt. Mancher wird sich mit mir erinnern, wie betrübt man von einer solchen „Beratung“ von dannen gehen kann, weil man sich unerträgliche Lasten von Büchertiteln aufgelegt sah. Der eigne Wille muß auch beim treusten Rat hier das Beste thun, und ohne Umweg lernt niemand arbeiten. Einfache Wahrheiten, sollte

man denken, präge ſich auch jeder frühe ein: z. B. daß man von den Klaſſikern unſrer Religion ſchon als Student etwas lieſt, aber Kirchenzeitungen nur homöopathiſch genießt; daß man einiges lernen, ſogar auswendig lernen muß, anderes aber „ſtudiren“ im ſtrengen Sinne, daß man an einem Punkte, den man einigermaßen ſchon ſelbſtändig beurteilen kann, merkt, wem man z. B. in Bücheranzeigen glaubt als zuverläſſig folgen zu dürfen; daß man die Kunſt ſich aneigne, in unbekannten Büchern nach der Hauptſache ſuchen, und ſo den Mut gewinne, unter Umſtänden raſch abzubrechen oder bis zum letzten Worte zu leſen. Darin iſt ſchon eingeſchloſſen, wie wichtig es iſt, frühzeitig den Unterſchied des curſoriſchen und ſtatariſchen Leſens praktiſch zu üben, je nach dem Wert der Gegenſtände und nach dem eignen Bedürfniß. Exzerpiren aber, wie oft auch der Spott ſich darauf richte, iſt von offenkundig nicht kleinlichen Menſchen genugſam empfohlen; nur muß man von ihnen das rechte Wie? lernen, daß man nicht ſinnlos „eine Fracht von hundert Kameelen“ mit ſich ſchleppe, ſondern eine wohlgeordnete Schatzkammer, deren Gebrauch unendlich viel nutzloſe Mühe erſpart. Neueſte Produkte des theologiſchen Marktes laſſen dabei auch den Wunſch berechtigt erſcheinen, daß ſolche Sammlungen bei wichtigem Gebrauch, z. B. in der Polemik gegen andere Richtungen, nicht von ihrem Autor als kanoniſche angeſehen werden, die nach Art der Vulgata über den urſprünglichen Text geſtellt werden, ſo daß ein Dritter verwundert leſen kann, was er alles geſagt haben ſoll — nur eben weil es in dem betreffenden „Exzerpt“ ſo mißverſtanden war.

Soll hier auch noch ein Wort vom Nutzen und der Gefahr früher Produktivität stehen? Nur die Erinnerung an einen bekannten akademischen Lehrer, der mit liebevoller Treue seinen Studenten es immer wieder einprägte, daß eine Zeile selbst schreiben oft mehr Gewinn bringe als hundert weitere Bücher lesen, denn so komme man zu einer wirklichen Ansicht, für die man einstehe, heraus aus dem bloßen Kritisiren. Aber freilich, er sagte das nicht zu solchen, die es leicht nahmen. Allen aber gilt, wenigstens im kleinen Kreis, sei es der Freunde, sei es eines Seminars, von Zeit zu Zeit durch eigne Darstellung über das Gelernte sich Rechenschaft zu geben. Zum Trost für eine Stimmung, die oft gerade über die Tüchtigsten am leichtesten kommt, daß sie meinen, zu nichts zu kommen, wenn sie nicht endlos an einer Sache bleiben, sei noch J. J. Moser, der fast beispiellose Arbeiter im großen Stil, erwähnt mit seinem Bekenntniß, daß er nur durch den Wechsel von Aufnehmen und Hervorbringen etwas erreiche und daß er zu Zeiten nicht mehr als eine Stunde habe an der Arbeit bleiben können, ohne wieder, wenn auch nur fünf Minuten, durch einen Gang vors Haus oder zu lieben Menschen sich zu erfrischen. Doch empfinden wir hier wieder sofort, wie das alles schließlich von der Eigenart des einzelnen abhängt.

Aber Eines schickt sich für alle, und das soll hier den Schluß machen, damit ich nicht doch am Ende ziellos von allerlei rede, was jeder sich selbst sagen kann, wenn er will, und muß, wenn es helfen soll, und soll, so gewiß er ein echter Theologe zu werden die Pflicht hat, wenn er überhaupt Theologie studirt.

Ich meine das Bibelstudium. Die Pflicht ist so klar und der Gewinn ist so groß, daß man auch ein paar Worte über die Art, wie man jene üben und diesen finden kann, sich gefallen läßt, und Pflicht und Gewinn ist im Grund ein und dasselbe. Dort ist unsre Heimat. Unlängst wurde in einer Vereinigung schweizerischer Naturkundiger über die Bibel gespottet, da trat einer mit der Frage hervor: wie viele der Herren lesen wohl darin täglich, um ein Recht zu haben, daß sie darüber urteilen? Wir Theologen lesen wohl viel darin, es kann nicht anders sein, aber fast noch mehr darüber, und das sollte anders werden. Wir lesen sie zu allen möglichen Zwecken, suchen nach einem schönen Predigtthema, nach einem Trostspruch für den Krankenbesuch; nach Belegstellen für den Confirmandenunterricht einst im Amt; jetzt auf der Hochschule, um den biblisch-theologischen Gehalt des Jacobusbriefs im Unterschied von Paulus zu finden, um die zeitgeschichtliche Bedingtheit der Eschatologie Jesu zu bestimmen, um Sprachfarbe und Alter des Urmarkus zu untersuchen. Das alles ist gut und notwendig, wer es verkleinert, ist kein evangelischer Theologe. Aber alles ist es nicht und das Erste und Letzte ist es nicht. Diese Literatur hat zum mindesten durch ihre bisherige Geschichte, durch den Eindruck, den sie Unzähligen der Besten gemacht, und durch ihren eignen Anspruch, Zeugniß der ersten Anfänge unserer Religion zu sein, ein Anrecht darauf, daß wir zunächst ihren Inhalt so genau als möglich kennen lernen, daß wir in ihr zu Hause werden eben wie in der Heimat. Würden wir einmal sie verlassen müssen, nun dann könnten wir es ohne Gewissensbisse nur thun, wenn wir sie ganz

kenneten, wenn wir gewiß wären, nichts zu überſehen, keinen verborgenen Schatz ungehoben zurück zu laſſen. Alſo ſelbſt, wer zweifelhaft wäre, ob er nicht beſſer einer anderen neuen Welt ſich zuwende, dürfte nicht auswandern, ohne die ganze Kraft an Erforſchung der alten geſetzt zu haben. Aber wie viele haben bei ſolchem Erforſchen erſt die Heimat lieb gewonnen und wie von der irdiſchen ſagen lernen: „nie erſchöpf' ich dieſe Wege, nie ergründ' ich dieſes Thal, und die altbetretnen Stege rühren neu mich jedesmal." Schon, um mit dem Kleinen zu beginnen, die Concentration, die in der unermüdlichen Rückkehr zu einer großen Sache liegt, iſt gerade für uns ſchnell lebende moderne Menſchen unſäglicher Gewinn. Man rühmt an den engliſchen Staatsmännern und Rednern die Kraft und Anſchaulichkeit des Stils; viele haben bekannt, daß ſie das ihrem täglichen Bibelleſen verdanken. Zeitungsmenſchen ſind ſchließlich auch für die Zeit ungeſchickt, weil ſie nicht über ihr ſtehen. „Deinen Geiſt halt friſch und blank" ruft ſich jeder rechte Jüngling in guter Stunde zu. Wir löſen das Gelöbniß kaum durch etwas ſicherer, erfolgreicher ein, als durch die ſtillen Stunden im Verkehr mit der Schrift. Dabei iſt ein treu gehaltener beſcheidener Vorſatz aller Ehre wert. Wir nehmen uns zu viel vor und erreichen nichts. Es klingt erhaben: jeden Tag ein Kapitel hebräiſch und eins griechiſch! Größer iſt das nullum diem sine linea. Auch kleine Hülfsmittel braucht niemand gering zu achten. Es iſt eine holde Geburtstagsgabe des akademiſchen Lebens, ſein Altes und Neues Teſtament, handlich eingeteilt, reichlich mit weißen Blättern auszuſtatten, die einſt beſchrieben, ſchönſter

reichster Rückblick auf die einzige Zeit sein werden: da eine Columne für wichtige Erklärungsworte großer Christen, die einst dieselben Wege wanderten; dort für erste eigene schlichte Gedanken, auf denen der Morgenthau noch ruht, wenn schon die Sonne wieder sich neigt; hier ein Blatt für Dogmatisches, für Ethisches dort, für die Praxis, für das innerste Leben. Das wäre der rechte Codex aureus. „Ueber diesen Strom vor Jahren bin ich schon einmal gefahren" würde es dann später heißen an tausend Stellen; der ganze Ertrag des Lebens würde sich hier dem eignen Auge darstellen: was andern zu Nutz mitgewirkt hat in dem Beitrag, den man dem Ganzen leisten darf, anderes unverstanden und unverständlich für ein fremdes Auge, wichtig und ewig doch für unsere eigenste Geschichte, ohne die wir umsonst gelebt hätten. Aus solchem Sinn mag einst Bengels Gnomon entsprosst sein, könnte wohl auch für neue Bedürfnisse eine neue Verherrlichung des alten Evangeliums hervorgehen. Schreiben Sie wenigstens für sich selbst Ihren Gnomon!

Ist von der Heimat in der Schrift die Rede, so schließt sich ein Wort an über den Tag der Woche, der mit seinem sonnigen Namen für dieses schönste Studium, aber überhaupt für vieles, was wir uns zuletzt vergegenwärtigt, besonders gemacht ist. Vielleicht treffe ich Ihre Empfindung, wenn ich sage, unsre Studentenjahre wären sonniger, wenn unsere Sonntage mehr wären, was ihr Name sagt. Der Ernst unsrer Studien, die Anforderungen nach allen Seiten sind so groß, daß schon ganz äußerlich betrachtet der Ruhetag für uns unvergleichlich notwendig ist. Wenn irgendwo ruht auf unsrer Sonntagsarbeit kein Segen.

Abwechslung ist Erholung, das gilt uns vornehmlich. Es gibt schließlich doch nur klanglose Menschen, wenn kein erquickender Strahl reiner Natur, kein holder Segen der Kunst auf unsre strenge Arbeit fällt. Wieder muß jeder suchen und finden, was ihm not thut und wohl thut, aber daß jeder suche, ist Pflicht. Sonntage, matt begonnen, weil nicht schon der Sonnabend von festlicher Vorfreude geweiht war, denn halb durcharbeitet, die andre Hälfte von armem Spiel und leerer Geselligkeit ausgefüllt, verdienen ihren Namen nicht. „Akademische Sonntagsreform" sei ein ungeschriebenes, aber nicht unnützes Kapitel unsrer Spezialethik, schließlich kann und muß auch hier der einzelne sein eigner Reformator sein.

Aber unwillkürlich sind wir, von unsern Studien sprechend, auf sehr persönliche Dinge gekommen. Es geht kaum anders der Sache wegen. Aber Zeit ist es, nun ausdrücklich und offen nicht vom wissenschaftlichen, sondern **persönlichen Studium** zu reden.

In einem Studienkalender für Theologen war zu lesen: wenn die andern Fakultäten für ihre Angehörigen den Ehrennamen „die Vornehmen, die Praktischen, die Gelehrten" beanspruchen können — in welcher Reihenfolge, ist von selber klar, — so soll es der Stolz der Theologen sein, „die Treuen, Edlen, Reinen" zu heißen. Man wird hierzu allerlei Randglossen machen können,

z. B. giebt es Gelehrte ohne Treue? Vornehmheit ohne Reinheit? Dürfen wir, unseren Beruf hoch und tief nehmend, nicht in besonderem Maß uns auch als die Praktischen betrachten? Kurz, eine solche Unterscheidung der Fakultäten ist bedenklich, es soll auch hierin bei der universitas bleiben. Aber das ist zweifellos, daß wir Theologen auf jene uns zugeeigneten Prädikate nicht verzichten können außer um den Preis der Selbstverurteilung. Wir dürfen uns nur erinnern, was für eine persönliche Stellung zu unsrem Beruf wir als die erstrebenswerte anerkannt, wäre es auch einmal nur vorläufig, nur versuchsweise, so kann es gar keine Frage sein, daß wir diese Stellung nur gewinnen in persönlicher Hingabe. Wir wollen ja nicht nur Kanzelredner werden oder Religionslehrer der Jugend oder humane Berater des Volks. Höher weist uns die Eigenart unseres Berufs. Zwar kennen wir kein Priestertum nach jüdischer oder heidnischer Art, wie beides im römischen christlichen Schein angenommen, wir haben weder Gnaden zu vermitteln noch unfehlbare Wahrheit zu garantiren. Aber wir wissen, daß wir die Wahrheit, die wir verkünden, persönlich vertreten sollen, und daß wir für die Gnade in Christus nicht werben können, wenn sie uns nicht überwunden hat, und wenn wir nicht aus dieser persönlichen Erfahrung der Gnade und Wahrheit heraus an fremder Not Anteil nehmen, mitfühlen, leiden und uns freuen, in diesem Sinn wirklich priesterlicher Art. Treffend ist zum Text einer Ordinationsrede das paulinische Wort gewählt worden: „Der Gott, deß ich bin und dem ich diene.“ (Prof. Oettli in Bern 1893.) Man kann ihm nicht dienen, wenn man nicht sein ist, und

ist man sein, so kann man nicht anders als ihm dienen. Aber so deutlich das ist, wir beachten es doch alle zu wenig in der Zeit unsrer Vorbereitung auf den geistlichen Beruf. Lehrer und Lernende müssen sich immer erst wieder und jeden Tag aufs neue dieser Wahrheit erinnern. Sie wissen, wie wenig das zu Gunsten einer äußerlichen Verbindung des „Wissenschaftlichen" und Erbaulichen gemeint ist, die der sicherste Tod aller Wissenschaft und aller Erbauung ist. Aber weil darüber zwischen uns ein Mißverständniß unmöglich ist, darf es an dieser Stelle recht stark hervortreten: unser Studium, unser Lehren und Lernen ist oft einseitig intellektualistisch. Oder, in Anwendung auf eine Seite unsrer Studien, wer die Kritik des Neuen Testaments mißachtet, ist kein evangelischer Theologe, sagten wir schon oben; aber wir fügen hinzu, auch nicht, wer vergißt, daß in diesem Neuen Testament die einzige Stelle, an der das Wort kritisch sich findet, Hebr. 4, 12 ist, und daß hier vom Wort Gottes gesagt wird, es sei kritisch für unsre Gedanken und Gemütsbewegungen, also Subjekt, nicht nur Objekt der „Kritik." Und wer möchte nun leugnen, daß wir in den unwiederbringlichen Jahren der akademischen Rüste, wie jener Ordinator sagt, viel leichter im Vorhof bei den frohen Opfermahlzeiten, auch etwa im Heiligtum beim siebenarmigen Leuchter der Erkenntniß uns finden lassen, viel zu wenig ins Allerheiligste eindringen, in die persönliche Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott. Nicht was wir für eine Lehre über die Schrift von der Hochschule mitbringen, wäre sie auch so correkt, um Calov zu entzücken; nicht was für eine Versöhnungstheorie, wäre sie auch so feinsinnig, um jedem Wider-

ſpruch zu entgehen; nicht was für eine Chriſtologie, wäre ſie auch mit aller Geſchichtsforſchung im Bunde — iſt die Meiſterfrage der innerſten Abgangsprüfung, ſondern: ob wir von der Schrift den Eindruck gewonnen, daß wir gleich jenem franzöſiſchen Gefangenen am liebſten mit dieſem Buch, wenn man nur eines uns ließe, ins Gefängniß für immer giengen; ob wir von Sünde und Gnade ſo viel erlebt, daß wir mit der Sünde kämpfen und Gnade ſuchen wollen; und ob Jeſus begonnen hat, uns jedenfalls in den weitern Kreis ſeiner ehrlichen Jünger zu ziehen. Laſſen Sie mich bei alledem nicht lang verweilen. Wir ſind wenigſtens darin einig, daß Worte nicht die Hauptſache ſind. Es giebt ja auch reichhaltige Sammlungen genug von wertvollen Ausſprüchen über dies Wichtigſte. Es ſoll uns nur auch hier Auguſtin mit ſeiner Repetition des alten Wortes nicht fehlen: hominis sapientia Domini timor, und dazu fügen wir des Dogmenhiſtorikers Zeugniß über ihn, das auch von dem Kleinſten unter uns werdenden Theologen gelten ſollte „Hülſen und Schalen waren ihm immer ein Greuel.“ Wir denken ebenſo an Luthers Satz: Christus fit tuus vivendo, moriendo . . non intelligendo, legendo, speculando. Und weil zu Zeiten uns allen ohne Ausnahme auch die Warnung not thut, reihe ſich an die Klaſſiker des Modernſten Wort, den niemand im Verdacht haben kann „predigen zu wollen“, das Wort über die Sünde: „bei jedem Schritt, den es mich vorwärts lockte und reizte, ſchien etwas zu ſchreien: jetzt nicht weiter! Nicht einen Schritt weiter! Und dann konnte ich es doch nicht laſſen. Ich mußte noch um ein klein winziges Etwas weiter . .

nur noch ein klein wenig. Und dann noch etwas, und immer noch etwas — und so ist es gekommen. Auf diese Weise geschieht so etwas stets“ . . Demselben Dichter verdanken wir das Wort: „die Sache, die zu dauerndem Sieg geführt werden soll, muß von einem glücklichen, schuldlosen Manne getragen werden.“ Wir denken unwillkürlich an Einen, fragen uns, ob er „glücklich“, und sind dankbar, daß er schuldlos war.

Erwägen wir aber, wie wir solche hohe Gedanken einfach anwenden können auf unsre besondern Bedürfnisse, umsetzen in kleine Münze für den täglichen Gebrauch, ohne doch etwas von ihrem Vollwert zu verlieren, so bietet sich ungesucht ein und das andere Wort, das unsere Erziehung unter christlichen Einflüssen jedem vertraut gemacht und geweiht hat. Wir denken der Treue; „wer im Geringsten treu ist, ist auch im Großen treu, und wer im Geringsten unrecht ist, ist auch im Großen unrecht.“ Je mehr man uns einreden will, daß dies ein veralteter Grundsatz sei, je mehr man wenigstens mit berühmten Ausnahmen der Regel uns zu imponiren sucht, desto gründlicher lassen wir uns von dem treuen Studium des wirklichen Lebens beweisen, wie jene Losung zu den unerschütterlichen Wahrheiten gehört, die ewig sind in viel höherem Sinn als das herrlichste Naturgesetz. Noch einfacher vergegenwärtigen wir uns das Eine Notwendige für alle Fälle in dem Worte Wahrheit. Ohne Wahrheitsliebe Student sein wäre ein Widerspruch in sich selbst. Und solche Wahrheitsliebe ist für alle Fakultäten höchste sittliche That. Sie ist der Reichbegabten leuchtender Schmuck,

und der mühsam Kämpfende wird durch sie bedeutend, dagegen auch nur der leiseste Verdacht, daß nicht die lautere Wahrhaftigkeit das Steuer führt, auch den Berühmtesten uns plötzlich fahl und armselig erscheinen läßt. In solcher Wahrheit ist Mut und Demut eins, der Mut und die Demut, die alles so fassen, wie es ist, und jedem Schein entsagen. Darum geht es ohne das sokratische Bekenntniß bei keinem ab, der wirklich der Wahrheit dient, und es kümmert ihn wenig, ob er als „unmodern" darüber verlacht wird, daß er oft fragt, wenn andere thun, als ob sie nicht zu fragen brauchen; und daß er gestehen kann, er wisse etwas nicht, über das er Auskunft geben soll. So gewinnt er aber auch die Geduld, in deren Sonnenschein die Wahrheitsfrüchte reifen, obwohl er und gerade er am besten verstehen lernt, warum Faust „vor allem" der Geduld flucht.

Die Wahrhaftigkeit gilt allen, doch in besonderem Maß uns Theologen. Wir kennen den tiefsten Grund: Gott ist Licht, ist die Wahrheit, und ewig wirklich ist nur, was gut ist. Rothe sollte einmal Auskunft über einen jungen Theologen geben. In seiner sinnigen schlichten Art schrieb er: vor allem ist er eine grundehrliche Seele, und das ist ein gutes Zeugniß für einen jungen Mann, namentlich einen Theologen, wenn er auch manche Not davon haben kann. Die Gegenstände unsres Studiums verlangen, daß wir mit der gemeinsamen Wahrheitspflicht besonderen Ernst machen, daß wir uns ihrer bewußt bleiben im Blick auf alle jene Gegenstände. Carlyle's Wort, es sei Zeit, an die Stelle des unfruchtbaren „Erkenne Dich selbst" das notwendigere „Erkenne

deine Arbeit“ zu setzen, wird von manchem heutzutage verstanden, wie es sein Urheber nicht gemeint hat, eine wie heilige Wahrheit selbstverständlich gegenüber aller gefühligen thatlosen Selbstschau darin liegt. Unsere Arbeit können wir gar nicht erkennen, nämlich andere nicht verstehen, wenn wir vom schwersten Studium, dem des eigenen Herzens uns dispensiren, wenn wir auf andere wirken wollen, ohne tief hinabgestiegen zu sein in die persönlichen Geheimnisse. Wer da immer wahr wäre, sich nähme wie er ist, ohne Schmeichelei und ohne leere Härte, die nur mit Verzärtelung des lieben Ichs wechselt, wer hier Mut und Demut zeigte, alles was man an andern und mit andern erlebt, auf sich anzuwenden, selbst da wo die unbestechliche Wahrheit spricht: „Du bist der Mann!“ Wer die Einfalt bewahrte und pflegte, die allezeit das Große groß sein läßt und keinem Götzen Weihrauch anzündet, wer den weiten Kreis der Geschichte wie des eignen Lebens so durchforschte, daß alles eine Frage an den eignen Willen wird: willst du dies Gute, jenes Edle nun auch selbst, bist du bereit, deine ganze Kraft einzusetzen für die erkannte Wahrheit? Das ist persönliches Studium im höchsten Sinn, wenn so die Gestalten der Vorzeit gegenwärtig werden, Geist für unseren Geist, Impuls für unsern Willen. Und Einer gewiß wird dann vor den andern den Anspruch erheben „gleichzeitig“ mit uns zu werden, und uns die letzte entscheidende Frage stellen, ob wir Gott haben wollen oder nicht, ob der Gottesgedanke unsrer Fantasie angehören oder ob in unsern Willen der Wille aufgenommen werden soll, der als allmächtige Liebe in ihm uns entgegentritt und uns ergreift. „Wer

aus der Wahrheit ist, hört meine Stimme." Mit dem Urheber dieses Wortes führt unser Studium, wenn es die Wahrheit allein will, zusammen wie mit keinem andern. Einzige Ansprüche erhebt er, legt sie unsrem Wahrheitssinn vor nicht wie ein Herrscher, der zwingt, sondern wie ein „König der Wahrheit," der überzeugen will und kann.

Etwas Ueberflüssiges würde ich thun, wenn ich Ihnen ausführen wollte, welche Bedeutung unser Verhalten in den sittlichen Gemeinschaftskreisen hat, soweit diese für uns schon während des Studiums in Betracht kommen. Wie sehr es eine Hauptdisciplin unsres persönlichen Studirens, so wie wir davon hier reden, ist, empfinden wir unmittelbar, und nicht selten beleuchtet irgend ein viel besprochenes Erlebniß diese Wahrheit auch dem Gleichgiltigen. Also, wozu die Freundschaft denen schildern, die ihre klassische Blütezeit durchleben? Es würde doch nur an den Recensenten erinnern, der, Kleistens Frühling in der Tasche, spazieren geht und den Blumen erlaubt zu blühen. Wir sind ja wohl einig in dem Glauben, daß es, um bei unsrem Leitwort Wahrhaftigkeit zu bleiben, schon eine Wahrheitspflicht ist, sich zu bekennen, daß man nicht sich selbst genug ist, Ergänzung braucht für Scherz und Ernst, und besonders für den Ernst unsres Berufs. Wir wissen, wie Unzählige unsres Standes nicht geworden wären, was sie für sich und andere sein durften, wenn sie nicht dem Vorbild herrlicher Freundschaftsbündnisse gefolgt wären, jenen athenischen Studenten Basilius und Gregor und allen, denen „der große Wurf gelungen, eines Freundes

Freund zu sein". Da übt sich so frei und harmlos der Wahrheitssinn; wer ihn hier nicht übt, wo sollte der es lernen? Da gewöhnt man einander, das Beste zu lieben, was jeder hat, und hat doch Recht und Pflicht, sich nicht zu verwöhnen in kleinlicher Schwachheit. Da ist man sich nahe genug, um sich recht kennen zu lernen, und doch jeder für den anderen ein halbverschleiertes Geheimniß, ein Allerheiligstes, dem man mit Ehrfurcht naht. So ungesucht gehen die Wirkungen herüber und hinüber, und doch aus dem Ganzen und Vollen, von Person zu Person. Da nimmt das große Gnadenmittel, das Wort Gottes, tausend wechselnde Gestalten an: mitten im Freudenjubel des Festes gibt der Anblick des friedevollen Freundes dem noch ziellos Bewegten den Frieden und damit den Anstoß ewiger Bewegung; in zeugenloser Zwiesprache nimmt der Freund dem Freund die Last einer ungelösten Frage, die Not einer undeutlichen Versuchung vom Herzen. Ja gerade gegen die besondern Gefahren akademischen Lebens ist der rechte Seelsorger der wahre Freund, gegen den Wahn der eitlen Ehre, die Lust der überschäumenden Kraft, den nagenden Zweifel. Sie wissen, mit wie besonderem Nachdruck unsre Zeit alte ewige Forderungen durchsetzen heißt. So dringlich pochen sie an das Gewissen der heutigen Gesellschaft, daß besondere Vereinigungen sie verwirklichen wollen. Ueber solche Formen der Verwirklichung kann man verschieden denken. Aber das ist gewiß, daß echte Freundschaft der rechte sichere Boden und vielleicht der einzig feste Grund ist, gerade auf den Hochschulen jene notwendigen Ziele zu erreichen. Sie stehen alle unter dem Zeichen des Kreuzes.

Man darf es deutschen Commilitonen zutrauen, daß sie, wenn es sein soll, alle um das eiserne Kreuz fürs Vaterland kämpfen. So einig müssen sie werden im Kreuzzug für das weiße Kreuz der Reinheit, den Einsatz unbefleckter Mannesehre müssen sie als unvergleichliche Mitgift darbringen können, wenn der klassischen Zeit der Freundschaft die der Liebe folgt. Und unermeßlich auch wäre der Gewinn, wenn nicht erst ein gesetzliches Joch des blauen Kreuzes einem entnervten Volk mühsam wiedergewinnen müßte, was das schöne Maß und die vollkommene Freiheit erhalten und stärken kann.

Vom Mittelpunkt idealer Freundschaft aus wird auch ein jeder nach seiner Art die rechte Stellung gewinnen zu den andern Gemeinschaftskreisen. Dem eigenen Haus ein freier Sohn bleiben, frei im, nicht frei vom Hause, wie der unvergleichliche „Sohn" es meint. Der Kirche ein lernbegieriger Genosse werden, den nicht nur der Gedanke an einst beschämenden Rückblick, wenn die Glocken zur eigenen Predigt laden, sie jetzt zu überhören warnt. Endlich den socialen Aufgaben in dem Maß strebend zugewandt, als die dringliche Aufgabe des unmittelbaren Berufs es gestattet.

Die akademische Jugend von heute ist sichtlich empfänglicher für den Ruf, in allerlei Vereinen der innern und äußern Mission für die Praxis sich zu rüsten, als noch ein nur wenig älteres Geschlecht es war: mit Recht nicht nur, weil die große Zeitfrage an die abgeschiedenste Studirstube anklopft, sondern auch weil überhaupt der bloße Wechsel gelehrter Arbeit und geselligen Spiels eine erwünschte Ergänzung an

t man,
o wird
dieſer
quemer
e Ver-
willen
Lücken
cht und
gen die

it jenen
zu ſein,
en Auf-
nicht nur
Fragen,
als der
Landort
en man
tter ver-
nimmt
echtigtes.
en wird
Partei in
cht man
Man nicht
rwechſelt
cht ohne
ſie ge-
ſchnell-
religiöſe
it jeden-
Jugend.

Hier auch den Gegner verstehen lernen bleibe ein Kleinod akademischer Freiheit! Im Ernst des Lebens bewahren wir nur dann die Gerechtigkeit und Achtung gegenüber fremder Ueberzeugung, ohne die wir vielleicht freilich berühmte Parteiführer werden, aber nicht gute Charaktere und Christen bleiben können. Am alten Tübinger Stift hat sich schon manche kluge und unkluge Kritik versucht; daß seine einstigen Bewohner, ohne irgend der eigenen Ueberzeugung etwas zu vergeben, trotz weitabweichender Ansicht zusammenwirken können in einer Kirche, ist eine Frucht des persönlichen Sichkennenlernens in den Jahren, da jeder im Werden ist und dem andern gleichen Ernst zutraut, auch wenn er auf andern Wegen sucht. Man erkennt dann später in den Zügen des Gegners noch immer auch die des jugendlichen Genossen, und „erste Lieb und Freundschaft" kommt mit herauf und verpflichtet, mit alter und neuer Liebe um die Einigung im eigenen Höchsten sich zu bemühen. —

Ob man auch von Mitteln reden kann, um in diesem persönlichen Studium vorwärts zu kommen? Sozusagen ob es eine Asketik des theologischen Studiums gibt? Man muß an die ethische Grundwahrheit sich erinnern, daß Tugend durch Uebung gewonnen wird, nicht durch Stillesitzen, daß in dem Studium, von dem hier die Rede ist, in dem persönlichen Sichhingeben an die Wahrheit, die man erkennen will, das Sprichwort seine höchste Anwendung findet, Probiren geht über Studiren! Auch haben klassische Kenner und Freunde der Jugend, ein Schleiermacher, ein Arndt, besonders darauf hingewiesen, wie „die

Jugend in einer eigenen Unschuld und fantastischen Idealität gegen Verderben und Lüderlichkeit schon eine Waffe hat", wie „das regelmäßige Verfolgen eines löblichen Zwecks, der alle unsre Kräfte belebt", das beste Gegengift für die beiden Hauptgegner jugendlicher Tüchtigkeit „Wollust und Zerstreutheit" (beides im Sinn des Schleiermacherschen Idealismus verstanden) ist, so daß man „das Fieber der Gesundheit, die Tollheit der Vernunft" gewinnreich durchleben kann. Aber notwendig ist doch gerade für unsre Lehr- und Wanderjahre die Erinnerung an eine große Grundregel derjenigen Asketik, die bei uns Evangelischen allein, aber auch für immer und für alle gilt, doppelt in der Gegenwart: der Ruf zur inneren Sammlung. Daß der Charakter im Strom der Welt, ein Talent sich in der Stille bilde, wird niemand dem großen Menschenkenner bestreiten. Aber offenbar mehr vom männlichen als jugendlichen Leben und mehr von den Hervorragenden gilt es. Die meisten von uns sind in Gefahr, weder ihr Talent zu bilden noch ein Charakter zu werden, weil es an der Stille fehlt; und „im Sturm die Sonne spiegelt nicht im Meer ihr glänzend Angesicht" ist auch wahr, doppelt wieder für uns, die wir weniger als andere sind, wenn wir nicht das Höchste haben, die Sonne uns erleuchten und erwärmen lassen. Wir müssen uns wünschen, daß der Sturm erst komme, wenn schon kräftige Keime angesetzt haben, und wir stark genug geworden sind, von ihm nicht geknickt zu werden. Aber wie selten sind die stillen Leute, die es mit dem Verarbeiten der tausend wechselnden Eindrücke ernst nehmen. Ein Uebermaß geistiger Nahrung hat noch immer träge und blasirt

gemacht, unglücklich jedenfalls, ruhelos, friedlos. Nun tödtet im modernen Leben ein Eindruck den andern, im Wissen wie im Leben. „Gesellige Pflichten", „allgemeine Bildung", welche Tyrannei liegt in den schönen Worten! Die frohe Gemeinde, die um Scheffels Gaudeamus sich schart, wird recht froh nur bleiben, wenn sie auch des „stillen Mannes" Selbsterermunterung sich zuruft „Einsam wandle deine Bahnen, stiller Mann, und unverzagt, viel erkennen, vieles ahnen wirst du, was dir keiner sagt!" Gerade damit unser „letztes Wort" nicht nur das dieses „stillen Mannes" sei. Es ist Erquickung, einem Jünglingsauge zu begegnen, das von solcher Sammlung zeugt, es ist Zeugniß einer Zukunft, jener ewigen Jugend, die wir uns gewünscht und gelobt, wenn der Zerstreute, auch der geistreichste Augenblicksmensch, längst vergangen sein wird. Auf einer unsrer Hochschulen nannte man die Allesleser und Niebesinner „Museumsstudenten", es ist unter Zehnen kaum aus einem etwas Rechtes geworden. Oft genug aus denen, die manchmal klagen mußten, daß sie so wenig bewältigen, daß sie jeden Schritt des Verständnisses sich erst zu erobern haben. Im kleinsten Punkt die größte Kraft sammeln ist das Geheimniß, durch das wir „etwas" werden und leisten.

Aber die tiefste Sammlung ist die in Gott. Vinet hat eine Schrift geschrieben mit dem Titel: die Einsamkeit in Gott, und Gott in der Einsamkeit. Lotze hat gesagt, das Höchste im Leben seien doch die Augenblicke des Alleinseins mit Gott. Man schreibt jetzt Bücher „Stille Stunden" und gar „Stille halbe Stunden". Das kann sehr dienlich sein. Aber man

muß auch einmal ohne ein Buch mit ſich, mit Gott allein ſein können. Wer gar nicht allein ſein kann, iſt ein ſchattenloſer Menſch, iſt unglücklich und macht unglücklich, irrt immer ſuchend, ohne recht zu wiſſen, was? Nur wer einſam ſein kann, iſt unterhaltend und ſelbſt gut unterhalten. Die Gemeinſchaft mit Gott iſt der Tod aller Langeweile. In dieſer Sammlung redet Gott, und der Menſch antwortet. Wer Gottes Wort nicht für ſich allein lieſt, kann auch nicht den beſten Kommentar darüber ſchreiben. Schon über Shakeſpeare und Goethe ſchreibt am beſten, wer in Dichters Lande geht um ſeiner ſelbſt willen, ohne „beſondern Zweck“. Jeremia's ganze Größe wird nur dem verſtändlich, der ſelbſt etwas erlebt von der Furcht vor Menſchen, die durch Gottesfurcht allein überwunden wird. Und wenn erſt Gott in der Stille reden kann, ſo wird von ſelbſt die Antwort lebendig, und das Gebet iſt nicht blos Notſchrei, ſo gewiß es auch das ſein darf; nicht nur fromme Gewohnheit, ein ſo edles Erbe dieſe auch iſt; ſondern eben Antwort auf Gottes Wort, Geſpräch des Herzens, in dem alles kund werden darf, was das Herz bewegt, warum denn nicht auch die Sorgen und Anliegen unſres Studiums, unſres wiſſenſchaftlichen wie unſres perſönlichen? Und ſolcher „Glaube an Gott iſt die Quelle der Ruhe des Lebens. Die Ruhe des Lebens iſt die Quelle der innern Ordnung. Die innere Ordnung iſt die Quelle der unverwirrten Anwendung unſrer Kräfte. Die unverwirrte Anwendung unſrer Kräfte iſt die Quelle ihres Wachstums und ihrer Bildung zur Weisheit“ (Peſtalozzi). So ſchließt ſich der Kreis unſrer Betrachtung. Noch bleibt uns aber die Frage, wie weit

wir auf dem eingeſchlagenen Wege kommen. Von **Erreichbarem und Unmöglichem,** von **Ausſichten und Hemmniſſen** laſſen Sie uns noch zuſammen reden.

Auch auf einer religiöſen Studentenconferenz der letzten Jahre war das Hauptthema „das erreichbare Ziel.“ In der That iſt das ein notwendiges Thema. Denn Unklarheit über das Mögliche wird leicht zum Hinderniß, überhaupt etwas zu verwirklichen. Die Antwort wird aber verſchieden ausfallen, zum Beiſpiel in einem methodiſtiſchen Seminar, in einem miſſouriſchen College, an einer deutſchen Hochſchule. Unſere Antwort iſt durch das bisherige vorgezeichnet. Die Anſicht vom höchſten Ziel, von dem, was wir unter der rechten perſönlichen Stellung zum geiſtlichen Beruf verſtanden, beſtimmt notwendig die Anſicht darüber, wieweit ſich jenes Ziel jetzt, in der Rüſtezeit erreichen laſſe. Wir dachten zu hoch von der „Wahrheit“, um nun meinen zu können, ſie laſſe ſich als fertiges Gut einheimſen nach kurzem akademiſchen Frühling; zu hoch von der „Kraft“, um über ihren Mangel uns mit einem glänzenden „Reſultat“ der „Prüfung“ zu tröſten. Vielmehr, weil wir Kraft und Wahrheit in unlöslichem eigenartigem Bunde ehren, ſind wir auch darüber ſchon im Reinen, was wir für

jetzt erstreben können, was wir hoffen dürfen, erreicht zu haben, wenn die Freunde uns das Abschiedslied von der Hochschule anstimmen. Man kann zu viel und zu wenig erstreben. In der That auch zu viel, so seltsam das klingt. Natürlich ein Zuviel, das in Wahrheit irgendwie ein Zuwenig ist. Ich meine mit dem Zuviel eine abgeschlossene theologische Ueberzeugung, und unter dem Zuwenig einen Mangel an persönlicher religiöser Ueberzeugung oder genauer an keimkräftigen zukunftsreichen Ansätzen solcher Ueberzeugung. Daß in der That ein doppelter Abweg möglich ist, geht daraus hervor, daß, wer zu wenig hat, leicht dem Zuviel anheimfällt und umgekehrt, und daß in beiden Fällen die eigene Person und der Beruf geschädigt wird. Die Illustration für diese Wahrheit bietet jedem die Erinnerung an die Genossen der eigenen akademischen Jugend. Mancher, der wenig, fast nichts von der Hochschule mitbrachte, taucht plötzlich auf als gemachter Mann, sicher im Standpunkt, kühn im Urteil, brauchbar in mancher Lage des Lebens. Kommt das von innen und oben — hony soit, qui mal y pense. Aber nicht immer ist das der Fall, oft ist es nur das Anheimfallen an irgend eine mächtige Strömung des Tags, und schmerzlich vermißt die Gemeinde, das eigene Haus, der Amtsbruder, der alte Freund und — das eigene Gewissen den reinen Klang der gottgeschenkten tief gereiften Ueberzeugung, die gegen sich selbst streng ist, gegen den andern in Gerechtigkeit, Wahrheit und Güte sich bewährt. Aber auch das erleben wir, wie dem, der nichts hat, sogar offenkundig genommen wird, was er noch hatte im Glanz der Jugend: matt das Herz, kraftlos der Wille, das Amt

Geschäft, das hatten wir nicht gedacht, als wir einst so hell und froh den jungen Tag begrüßt. Umgekehrt: das scheinbare Zuviel erweist sich im Sonnenbrand des Sommers als ein Zuwenig. „Das Wort scheidet zwischen Mark und Bein, zwischen den Gedanken und Gemütsbewegungen des Herzens.“ Als hochgemuter Streiter ist mancher ausgezogen, aber weder den Feind hatte er genau kennen gelernt, noch die gute Waffenrüstung Stück für Stück sich erworben, nur zum Schmuck sie umgelegt; hatte geträumt von schnellem Sieg, da kam der Staub des Tags und die Sorge und der Zweifel, späte Zweifel sind ernster als jugendliche, — man hatte sich alles ganz anders gedacht. Glücklich wer dann noch die Kraft hat, frisch anzufangen, neuen Grund zu legen!

Glücklicher, wer schon etwas Probehaltiges „ins Amt“ mitbringt, wer beim „letzten Glas und letzten Gruß“ nicht auf ein verlorenes Paradies zurücksieht und nicht in ein geträumtes Paradies hinein, nicht arm ist und sich nicht reich dünkt, etwas ist und doch erst recht etwas werden will. Ja es gibt ein Höheres als das gefährliche Zuviel und Zuwenig, das ist ein großer stiller Eindruck von der Herrlichkeit des Evangeliums, von seiner Kraft und seiner Wahrheit, ein Ueberführtsein von Dingen, die man nicht sieht, ein Wille, den Willen Gottes zu thun. Noch mag des Gewissen wenig vorhanden sein, es wächst, um ein gesundes Mark setzen neue Jahresringe fröhlich sicher an. Um so nachhaltiger und wertvoller wird jener Eindruck sein, je mehr er Eindruck von Christus selbst ist. Dann kommt gewiß die Stunde, in der er die Frage stellen kann, für wen wir ihn halten.

Es liegt ein ungeheurer Mut in dem scheinbar mutlosen Wort des Thomas: laßt uns mit ihm gehen, daß wir mit ihm sterben. Den Eindruck kann, soll man gewinnen, wie unfertig noch alles sein mag beim Abschied von der Universität, beim Eintritt ins Amt: ich möchte nichts lieber, als daß ich ganz an Ihn glauben könnte. Ich weiß keinen, der ihm gleicht, und mit ihm müßte ich mein Bestes begraben. Das ist auch schon Glaube. Und Er, der auch dem zweifelnden Thomas sich geoffenbart, „lebt und regiert ewiglich.“—

Daß wir auch dieses erreichbare Ziel **nicht ohne Hemmnisse** erreichen, daß jeder Weg zu ihm seine Steine und Dornen hat, daran wollen wir uns noch ausdrücklich mahnen. Zwar wie weit jeder einzelne durch's Gestrüpp sich ihn bahnen muß, wie viel Umwege er vermeiden könnte, welche ihm notwendig sind, das wägt gerecht nur der himmlische Erzieher. Auch schon im Universitätsleben gibt es sonnige und sonnenlose oder doch sonnenarme Leben, wenn gleich der Unterschied dem Auge sich vielleicht mehr verbirgt als später. Berühren wir nur Weniges, was uns alle angeht oder doch im Mitgefühl angehen sollte. Die Hemmnisse sind natürliche und sittliche, bei jenen mögen wir zunächst an die Mängel der Begabung denken. Es kann schwer drücken, wenn erst auf der Hochschule das Mißverhältniß von Kraft und Aufgabe zum Bewußtsein kommt. Doch spricht die Erfahrung dafür, daß man ein Recht hat, in solchem Fall vor raschem Verzagen zu warnen. Ich sagte in anderem Zusammenhang: man kennt oft nach Jahren manche

Jugendgenossen nicht mehr, weil die Frucht nicht der Blüte entspricht. Aber auch das Umgekehrte kann man erleben. Man kennt auch manchen nicht mehr, weil er unerwartet gewachsen ist. Die Not ließ ihn die rechte Hülfe finden, ohne die gerade in unsrem Beruf auch die glänzendste Kraft wirkungslos bleiben kann. Das „Gott gibt einfältig und rückt es niemand auf" hat schon viele gerettet. Lassen Sie uns auch körperliche Hemmnisse nicht gering achten. Wer sie nicht kennt, weiß nicht, wie sie drücken können. Und sie sind zahlreicher und weiter verbreitet, als man denkt, denn ein berechtigtes Zartgefühl hält oft die Aussprache darüber zurück. Um so mehr, weil es sich vielfach um das dunkle Grenzgebiet handelt, wo Physisches und Psychisches in einander übergeht. Das Kapitel von der „Minderwertigkeit" verdient mehr Aufmerksamkeit, als wir ihm oft schenken. Wer ist im strengsten Sinn „vollwertig"? Wer hat nicht eine verwundbare Stelle in dem feinen Getriebe seines physisch-psychischen Organismus, und wieviel Anlässe bietet das Universitätsleben mit seiner Freiheit wie mit den Ordnungen seiner Sitte und Unsitte, daß das Gleichgewicht gestört werde? Sie wissen, daß weder dem Pedanten noch dem Feigling zu lieb von diesen Dingen hier die Rede ist, sondern um vor der πλησμονη σαρκος wie vor der ἀφειδια του σωματος zu warnen, ehe es zu spät ist. Unsinniges Arbeiten hat sowenig eine Verheißung, als der Müßiggang. Kleine individuelle Klugheitsregeln muß und kann jeder selbst finden. In besonderen Schwierigkeiten ist vertrauende Offenheit gegenüber einem vertrauenswerten Berater, wer es immer sei, schon manchmal zur Rettung und uner-

warteter Beruhigung geworden. Nur muß solches Vertrauen eins sein mit dem Mißtrauen gegen unser noch nicht sittlich erzogenes natürliches Wünschen, und mit der klaren Erkenntniß, daß unbedingtes Vertrauen nur Gott verdient. Ein neunzigjähriger, in Arbeit ergrauter, durch viele Hemmnisse geprüfter Geistlicher sagt kernig und an dieser Stelle gewiß unmißverständlich: würde die Jugend mehr beten, sie wäre gesünder. Was aber trotz alledem bleibt von Druck und Sorge, das ist Gewinn für den späteren Beruf. Wieder darf ich an Tholuk erinnern, oder, wem dessen Art weniger sympathisch wäre, an Robertson. Ihr Wirken steht wirklich unter dem einst so gern gebrauchten Motto „inserviendo consumor" in dem besonderen Sinn, daß jede Schwachheit für sie nur Mittel wurde, eine neue Kraft zu entbinden, getreu dem Vorbild des Klassikers im thätigen Leiden, der wußte, daß in seiner Schwachheit die ewige Kraft sich vollendete.

Von den sittlichen Hemmnissen, soweit sie von den natürlichen wirklich verschieden sind, läßt sich vollends nicht länger reden, ohne die Grenze zu überschreiten, die uns hier gesetzt ist. Ihre Ueberwindung ist recht eigentlich der Mittelpunkt des „persönlichen Studiums", so gewiß auch aller religiöse Fortschritt überhaupt und für uns Diener der Religion besonders ein sittlich bedingter ist. Dafür kann Rothe's „Leben in Briefen" ein lebendiger Wegweiser sein. Er mag uns einprägen, daß es „im sittlichen Leben keine Ferien giebt", weder im Semester noch in der Vakanz, weder fürs eigene Leben noch für den Verkehr mit den Freunden. Ein frischer fröhlicher Krieg gegen alles Schlechte ist dann zugleich der Grund wie des

Friedens so der fortgehenden Lebensfreudigkeit, indeß die von der sittlichen Blasirtheit unzertrennliche Langeweile manch' jugendliches Angesicht greisenhaft verunstaltet.

Der individuellen Seelsorge gehört die Frage an, ob *schwere Verirrung* vom „geistlichen Beruf" ausschließe. Unzweifelhaft sind unter den lebendigsten Zeugen des Evangeliums der Sünder „vornehmste Sünder" gewesen und zwar nicht nur im Sinne des Paulus. Aber gewiß waren sie es nur als wirklich Umgewandelte. Daß es in der empirischen Kirche auch an solchen nicht fehlen kann, die ohne wirklichen Bruch mit einer gemeinen Vergangenheit das Amt verwalten, ist schwerste Schädigung der Kirche, wie solcher ungeistlichen Geistlichen selbst. Sie können aber das evangelische Recht des Wortes Bekehrung nicht entwerten. Wir müssen nur aus allem Mißbrauch desselben zurückflüchten zu der ersten These *Luthers* und zu dem Größeren, auf den Luther selbst sich beruft. Dann ist es geradezu erlaubt und pflichtmäßig, offen zu sagen, daß Bekehrung der Weg sei zur rechten persönlichen Stellung zum geistlichen Beruf. So wie es die inhaltreiche Schrift „Ueber die Bekehrung der Pastoren" in herzlicher Weise uns einschärft.

Beides, Natürliches und Sittliches, wirkt zusammen in einem großen Hemmniß unseres Wegs — dem *Zweifel*. Aber wir wissen, wenn „alles zum Besten dienen" muß, so wird auch dieses Hemmniß lauter Förderung sein. Es handelt sich um das besondere Kreuz unsres Berufs, Kreuz im Sinn der

Not und des Ehrenzeichens. Die römische Kirche kennt es nicht so wie die unsrige. Wohl ringen auch in ihr wahrheitshungrige Seelen, nicht zum wenigsten unter ihren Geistlichen, aber die Unfehlbarkeit der Kirche macht allem Zweifel ein Ende, oder die Zugehörigkeit zur Kirche ist dahin. Wir kennen keine andere als eine persönliche Gewißheit der Gemeinschaft mit dem persönlichen Gott, dann aber ist auch der Zweifel unvermeidlich und berechtigt. Natürlich nicht der frivole, entsprungen aus der Willensschwäche und speziell der Faulheit, weil es in der That schwer ist, in so hohen Dingen zu arbeiten, oder aus einem verödeten Gemüt, den „Brandmalen im Gewissen". Den echten frommen Zweifel dagegen haben gerade Glaubenshelden gepriesen, so sehr, daß zum Beispiel ein Bengel sagt: „alle Lehrsätze gehen durch Kampf hindurch und müssen neu errungen werden"; und Claus Harms: „wer mit Religion zweifelt, treibt Religion". Nitzsch tröstet am Grab eines in Zweifeln geschiedenen Studenten: „er starb in seinem Beruf". Das Wesen unsrer Religion schließt nun einmal eine zwingende Ueberführung aus. Aber doppelt ernst ist der Zweifel in dieser unsrer sittlichen Religion, weil es nun doch nicht um rein innere Entscheidungen, losgelöst von aller Geschichte, sich handelt; weil vielmehr in der Stellung, die unser Glaube dem einräumt, nach dem wir heißen, eine Fülle eigenartiger Zweifelsfragen enthalten ist; und jedermann weiß, wie die Gegenwart von ihnen widerhallt, wie sie die lauterregte Volksversammlung so gut als die stille Klause des Theologen bewegen. Eben im Blick darauf war oben ein gründliches Studium, ein heißes Bemühen um Erkenntniß

des Wesens unsrer Religion gefordert. Freilich es tritt der Zweifel in tausend verschiedenen Gestalten dem einzelnen nahe und in unendlich verschiedener Stärke. Das gerade macht es oft uns Lehrern an der Hochschule so schwer, das rechte Wort zu finden, die rechte Höhenlage der Aussprache, denn, was den einen gegen Zweifel stärkt, weckt sie dem Unbefangenen. Aber zuletzt kann es sich doch immer nur um den prinzipiellen Zweifel handeln. Wer nicht bis zu ihm vordringt, hat im Grunde nicht gezweifelt, er kann leicht mit seinen Bedenken zurecht kommen, auf ihn kann man nicht allzuviel Rücksicht nehmen, um so weniger, je wichtiger er sich oft mit denselben fühlt und giebt. Darauf muß unser Bestreben gehen, daß wir eine sichere Grundlage unseres Glaubens überhaupt gewinnen, daß wir wissen, „an wen wir glauben". Den Zweifel gilt es so zu überwinden, daß die Zweifel uns nichts mehr anhaben können. Wenn das anerzogene langgeübte Gebet in Frage steht, wenn die Gestalt Jesu ins Unbestimmte sich aufzulösen droht, dann ist es Zeit, „seine Seele in den Händen zu tragen" und sich zu sagen: „setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein". Von besondern Mitteln gegen den Zweifel aber kann nicht mehr die Rede sein, wenn, was uns bisher beschäftigte, richtig ist. Das Studium selbst, das den Zweifel weckt, das wissenschaftliche wie das persönliche, so weit und tief, wie es uns vor der Seele steht, muß und wird ihn überwinden. Und wie bald, wie gründlich er weicht, das ist wiederum so verschieden, als wir Menschen verschieden sind. Manchem wollen bis zum Abend die Wolken nicht weichen, nun dann wird

„es um den Abend licht sein", und die Vorfreude auf das Angezündetwerden der himmlischen Lichter ist doppelt groß. Ein schönes Wort Robertsons über den Zweifel finde noch eine Stelle. „Es ist ein furchtbarer Augenblick, wenn die Seele anfängt zu merken, daß die Stützen, auf die sie ihr ganzes Leben baute, verrottet sind . . . wenn das Grab scheinbar das Letzte ist, menschliche Vortrefflichkeit nichts als ein Name, und der Himmel über dieser Welt nichts als ein leerer Raum. . . . In dieser furchtbaren Einsamkeit des Geistes, wenn die, welche seine Freunde und Ratgeber sein sollten, zu seinen Sorgen finster blicken und ihm ruhelos gebieten, seine Zweifel, die doch, soviel er weiß, auch aus dem Urquell aller Wahrheit fließen könnten, zu ersticken, dann weiß ich nur einen Weg, wie ein Mensch unverletzt aus diesem Todeskampf hervorgehen kann: daß er sich fest an das hält, was noch gewisser ist — die erhabenen einfachen Grenzen der Moral. . . . Sogar wenn es keinen Gott und ewiges Leben gäbe, ist es besser, edelmütig als selbstsüchtig, wahr als falsch zu sein. Glücklich über alle irdische Glückseligkeit ist der Mensch, der es gewagt hat, sich fest in jenen Grenzen zu halten. . . Die Nacht wird zum Tag, und man bekommt ein Vertrauen, das weder Himmel noch Erde erschüttern kann. . . Aber im allgemeinen handeln so die Zweifler nicht: oft ist der erste Schritt, der auf den Zweifel folgt, ein kopfloser Sturz in die Sinnlichkeit. Dann kommt die Verdunkelung des moralischen Wesens, und dann kann es wohl sein, daß der Pfad von Ungewißheit und Unglauben bis zum reinsten Atheismus eben und ohne Hinderniß vor ihm liegt." —

Ist es Ihnen geschenkt, das Ziel zu erreichen, von dem wir mit einander geredet, die „persönliche Stellung“, die uns trotz unverschleierter Beachtung auch der Hemmnisse erreichbar schien, dann, meine ich, ist, ohne daß wir ausdrücklich davon sprechen, auch die Antwort auf die Frage gefunden, die jetzt so ganz besonders junge Theologenherzen bewegt, die unwillkürlich auf die Lippen sich drängt in vertrauter Aussprache — die **Verpflichtung beim Eintritt ins geistliche Amt.** Jedenfalls läßt sich von einer so großen Sache hier nicht anders reden, als wenn die Entscheidung über sie wirklich in dem liegt, worin wir schon übereingekommen sind. Aber ich meine allerdings, sie lasse sich überhaupt zum Heil der Kirche wie zum Frieden unsres Gewissens nicht anders entscheiden, als von den Richtungslinien aus, die wir gewonnen.

Lang ehe die Lehrverpflichtung so wie jetzt Zeit- und Streitfrage geworden, hat ein junger Geistlicher, dessen Name später weithin einen vollen reinen Klang hatte, Karl Gerok, in seiner herzlichen Art gezeichnet, wie mancherlei Leute an die Thüre des Kirchendienstes klopfen, und wie die Kirche sich gegen sie zu halten habe. Sie sagt zu denen, die entschieden mit ihrem Grundbekenntniß gebrochen: zieht hin im Frieden! Zu den entschlossenen begeisterten Freunden: wir nehmen euer Bekenntniß auf Hoffnung an, ihr habt den Kampf noch nicht bestanden. Zu den noch Schwankenden und Sorgenvollen, aber Offenen und Gewissenhaften: verzweifelt nicht an der Kirche, wie sie nicht an euch verzweifelt! Laßt nur allesamt eure Ideale nicht, laßt sie euch erziehen und stärken! — Wie manchen

mag sein schlichtes Wort gerade auch unter den „Begabten“ bewahrt haben, zu entsagen oder ein Heuchler zu werden! Uns Heutigen kann ein so leidenschaftsloses und doch männlich warmes Zeugniß aus vergangenen Tagen schon deßwegen gut thun, weil es uns zeigt, daß das Wehe, das uns drückt, auch den Alten nicht fremd war, daß also wohl auch die Hülfe uns nicht fehlen wird. Die allerjüngste Stimmung ist derart, daß man meinen könnte, Gewissenhaftigkeit in der Uebernahme der Amtsverpflichtung sei eine ganz neue Tugend, die nur wenig Aelteren haben ohne deutliche Erkenntniß und ernste Prüfung der bestehenden Ordnung sich gefügt. Und umgekehrt erweckt man nicht selten in der öffentlichen Vertretung der Kirche den Anschein, als habe man einen handlichen Maßstab für die Anforderungen, welche „die Kirche“ an ihre Diener beim Eintritt zu stellen habe. Ist dann die erste Erregung in jedem einzelnen Fall vorbei, so erfreut die Zusicherung, daß selbstverständlich jeder einzelne mit liebevoller Weisheit zu behandeln sei, daß die Kirche nur für den entscheidenden Mittelpunkt ihres Glaubens Einverständniß und persönlichste Hingabe fordern dürfe. Und auf der andern Seite erkennt man, wie schlecht für „die Wahrheit“ gesorgt würde, der man so aufrichtig dienen will, wenn man der individuellsten Subjektivität allein Rechnung tragen würde, schlecht gesorgt nicht im Sinn eines feigen Opportunismus, sondern wegen des Wesens jener Wahrheit selbst. Man erkennt dort, wie unmöglich der Verzicht auf Candidaten ist, die viel ungelöste Fragen noch mit ins Amt hereinbringen, und hier, wie die Freiheit allein im Rahmen der Ordnung wirksam sich erweisen

kann. Freilich wird niemand, der seine Stellung schon auf einem äußersten Punkt genommen hat, und am wenigsten, so lange die Schlachtrufe tönen, mit solchen Ueberlegungen gewonnen werden. Es fehlt nicht an dem Vorhalt, sie verkennen die weltgeschichtliche Stunde der Entscheidung, in der wir leben, die unvergleichlich im Verhältniß zu jeder Vergangenheit zugespitzte Macht des Zweifels ebenso, wie die dringlich gewordene Pflicht zum rückhaltlosen Bekenntniß. Aber die Schlagworte herüber und hinüber nicht zu achten, das war ja die Voraussetzung all unsres „persönlichen" Zusammenseins, so dürfen sie uns auch jetzt weder entmutigen noch befeuern. Wer die persönliche Stellung zum geistlichen Beruf gefunden, die uns erstrebenswert und erreichbar schien, wie sollte der nicht guten Gewissens eintreten wollen, und wie sollte ihn eine evangelische Kirche nicht einlassen können? Ja, auch wer sie ernstlich sucht, so sucht, daß er schon etwas vom Besten hat. Und ob dies der Fall, sollte wirklich es unmöglich sein, darüber mit sich selbst, darüber mit seiner Kirche ins Reine zu kommen? Nicht um die enge Pforte weit zu machen, ist dies alles gesagt, sondern um uns an die enge Pforte hinzuleiten; aber allerdings nicht „von Menschen und aus Menschen", sondern von dem, der allein jeden einzelnen, auch seinen geringsten Diener, einlassen oder ausschließen kann und allein bestimmt, welche Maße für ihn diese enge Pforte haben soll. Das Gesetz richtet Zorn an und richtet die Kirche des Evangeliums zu Grunde. Gesetzliche Handhabung der Lehrverpflichtung so gut wie die nur gesetzliche Gewissenhaftigkeit der zu Verpflichtenden. „Der Herr ist der Geist." —

„Von unsrer persönlichen Stellung zum geistlichen Beruf" — das war bisher immer in dem Sinne gemeint: wie gewinnen wir sie in der schönen Frühlingszeit des Werdens und der Vorbereitung? Unser gemeinsamer Weg führt nur bis an die Pforte des Amtes. Aber zum Abschied verstatten wir uns noch einen Blick hinüber über den grünen Haag, der uns von der Zukunft trennt, hinein in die Sommerarbeit unsres Berufs. Aus zwei Gründen. Solcher Ausblick sei uns Freude und Sporn, aber auch eine Art harmloser Probe, ob, was uns bisher beschäftigte, die richtigen Gedanken waren. Freude und Sporn. Wohl steht ein herber Abschied jedem bevor, dem die Hochschule eine liebe Heimat geworden. Wem sie gewesen, was ihr Name sagt, nicht nur der Tummelplatz ungebundener Freiheit und nicht nur die Vorbereitungsstätte für die „Prüfung", der weiß, von was er Abschied nimmt. Aber ihm sagt auch die innere Stimme, daß in der Wehmut dieses Entschwindens die Wonne neuen Werdens verbürgt ist. Und es ist wirklich ein „köstlich Werk", wie um das Bischofsamt überhaupt, so gerade um das erste Amt. Immer träumen wäre kindisch, nicht mehr streben ist ödes Altern; hohen Traum verwirklichen ist männlich. Und in besondrem Maß sind wir in unsrem Beruf dazu berufen. Das *χαιρετε, παλιν ἐρω, χαιρετε* hat hier sein ganz eigenartiges Recht. Andern etwas sein zu

dürfen, für andere zu leben, der Wunsch regt sich doch oft mitten im Vollgenuß akademischer Selbstbereicherung. Und nun wie herrlich kann er erfüllt werden im ersten Dienst an der Gemeinde. Aus der unbegrenzten Welt des Erkennens und der vielbewegten des studentischen Lebens geht es hinein in die fest begrenzte, vielleicht sehr bescheidene, doch innerlich unendliche Welt der That. Jedes Schulkind in der anvertrauten Gemeinde, welch' neuer großer Besitz! Der Familien Wohl und Wehe, der verschiedenen Berufsarten Eigentümlichkeit, alles ist für den Blick der Liebe bedeutungsvoll, aufgabenreich. Humorvoll erzählt uns der Dichter, wie selbst der erste Bettler in der Gemeinde dem neuen Vikarius eine wichtige Person geworden. Gewiß, die Hemmnisse und Enttäuschungen bleiben auch hier nicht aus, vielleicht beginnen sie am ersten Tag. Aber der sollte gar nicht Geistlicher werden, der nie die Herrlichkeit des Berufs ergreift, andern das Beste vermitteln zu dürfen im persönlichsten Verkehr.

Und damit ist schon gegeben, warum wir uns auch zur Probe für das Bisherige den Blick hinein ins künftige Berufsleben vergönnen. Hier gilt im höchsten Sinn die alte Wahrheit, daß ein Reich durch dieselben Kräfte erhalten wird, auf die es gegründet ist. Persönliche Hingabe, fanden wir, ist schon während der Vorbereitungszeit die große Hauptsache, so sehr, daß selbst unser wissenschaftliches Studium um der Eigenart seines Gegenstands willen nur unter jener Voraussetzung uns wirklich wissenschaftlich erschien. Wie viel mehr wird im Berufe selbst die Person alles sein! Das nun irgendwie auszuführen ist hier weder

die Zeit, noch der Ort. Freunde der systematischen Betrachtung leiten sich aus dem Wesen unsrer Religion ab, was die Aufgabe der Kirche und des Amtes in ihr allein sein kann. Wir wissen nichts von einer Sakramentsanstalt, die sinnlich übersinnliche Kräfte durch geweihte Priester vermittelt. Wir kennen auch nicht eine alleinseligmachende Methode, die jede Seele an jedem Ort und zu jeder Zeit auf dieselbe Weise in Behandlung nimmt, bis sie alle eine gleichförmige Erfahrung bezeugen. Wir können auch nicht allein in der Erbauung erweckter Kreise unsre ganze Arbeit sehen, wie hoch wir das immer achten. Unser Erstes und Letztes sei die zweite Bitte im Vaterunser, dieselbe verstanden so tief und weit, so himmlisch und irdisch, wie sie gemeint ist. Dann kennen wir für die andern kein anderes Ziel, als das wir uns selbst stecken, christliche Persönlichkeiten zu werden; das heißt aber so viel als sie von uns unabhängig, uns selbst entbehrlich zu machen, außer in dem Sinn, daß an dem großen Leib jedes Glied für alle nützlich und nötig ist. Wir haben nur ein Mittel für diesen großen Zweck, das Wort, und wirklich ist es immer ganz allein das Evangelium, das in andern, wie in uns selbst, den neuen gewissen Geist der Vergebung und der Kindschaft, der Liebe und der Hoffnung wirkt. Aber weil es das persönbildende Wort Gottes ist, soll es durch unsre Person wirken. Gerade wer Ernst macht mit dem lutherischen per verbum, wer darauf trotzen und dessen sich trösten will, daß nicht er selbst es thut, sondern das Wort, muß ganz Ernst machen mit der persönlichen Hingabe an dieses Wort. Man sagt wohl: in unsrer Zeit müsse der Mann das Amt tragen, denn das Amt

trage nicht mehr den Mann; und hölzerne Wegweiser zu Christus stehen nutzlos am Weg. Gewiß mag diese Wahrheit uns Heutigen eindringlicher zum Bewußtsein gebracht werden; aber sie ist im Grund so alt wie das Christentum. Das Amt nach evangelischem Verständniß trägt immer seinen Träger und hat ihn nie getragen, je nachdem man die Worte deutet.

Sie führen sich selbst einmal im Amte aus, was aus dieser Ueberzeugung für alle seine einzelnen Seiten folgt. Was für die Predigt, lassen Sie uns an Predigern von Gottes Gnaden lernen, deren Geheimniß bei aller sonstigen Verschiedenheit dies Eine gewesen, daß ihre Person eins war mit dem Wort. ‚Aus Gott vor Gott in Christus', die paulinische Losung, ist immer ihr Leitstern gewesen. Die namentlich zu studiren — auch das wieder „persönlich", — bei denen die Möglichkeit bloßer Nachahmung oder gar Benutzung ausgeschlossen ist, wird uns vor allem heilsam sein. Auch ist ihr eiserner Fleiß bei aller überragenden Begabung doppelt anfeuernd, und ihre Achtsamkeit selbst auf Kleinigkeiten lehrreich. Um nur einen der jüngst von uns geschiedenen zu nennen, wir sollten unter Spurgeons Studenten („Vorlesungen an meine Studenten") desto lieber uns setzen, je mehr unser Studium von dem ihrigen in vielem abweicht. Auch die Dichter wissen uns Predigern, wie schon der Faust beweist, manches zu sagen. Hippels Lebensläufe zum Beispiel enthalten unvergeßliche Ratschläge. Wer eine dünne Stimme hat, muß nicht immer den „Löwen aus Juda" bringen. Es ist freundlich gegen den Hörer, wenn der dritte Teil der Predigt der kürzeste ist, und dgl. mehr.

Was in der Katechese die Person bedeutet, das ist uns hoffentlich durch eigene teure Erinnerungen illustrirt. Für die Kinder ist nur das Beste gut genug; was man Kindern nicht nahe bringen kann, hat man selbst nicht verstanden, solche bekannte Grundregeln stellen, sobald man sie befolgen will, sofort vor die höchste Aufgabe, persönlich zu werden. Das unverwirrte Kindesgefühl ist empfindsam und feinfühlig für alles, was auch nur Verwandtschaft hat mit dem Schein. Wir geben unermeßliches Aergerniß, wenn wir, selbst ohne uns darüber deutlich zu sein, diesen bildsamen Seelen den Eindruck machen, Religion sei eine Art höherer Phrasenmacherei. Und umgekehrt, was dürfen wir für die Zukunft, für die Ewigkeit in sie pflanzen, das kein Sturm des Lebens entwurzeln, kein Staub ganz verschütten kann, wenn unsre Person mit all ihren Fehlern, Schwächen, Sünden für sie ein lebendiges Zeugniß von dem Kinderfreund geworden, der stark genug ist, in ihnen Person zu werden und mit ihnen zu wachsen, wenn ihnen längst unser Bild undeutlich geworden!

Auf die Seelsorge, die am meisten die ganze Person fordert, dürfen Sie doch jetzt schon auch ganz besonders sich freuen, denn an ihr ist uns zugleich eine unvergleichliche Schule geschenkt, um Person zu werden. So reich ist diese Welt tiefster Wechselwirkungen, daß man sagen kann, hier sei es besonders deutlich, wie von keinem zu viel gefordert wird. Seelsorge giebt es nur, weil, wer von Berufswegen sie übt, sie ebenso an sich erfährt. Die Kranken geben uns meist mehr, als wir ihnen. Nichts macht so getrost, so dankbar, zufrieden, vertrauensvoll als dieses beständige Sich-

hineinversetzen in fremde Not, Sorge und Hülfe; und wem der Wechsel des äußern Berufs nicht mehr so unmittelbar diese Aufgabe zuweist, der weiß, daß ihm nicht die kleinste Quelle der Kraft für das eigene Wachstum versiegt ist. Und Sie in unsrem socialen Zeitalter werden von selbst neue Wege neben den alterprobten finden, nicht nur die Kranken für Ihre Pflegebefohlenen halten, sondern ins volle Leben hineingreifen mit der Liebe, die alles versteht, glaubt, hofft, trägt. Nur „Frauengeistlicher" zu sein, dünkt dem nicht gut, der von dem „Ehret die Frauen" besonders hoch hält. Das Christentum ist eine Sache auch für Männer — ein wichtiges Thema für Predigt und Seelsorge. Nie halte Sie Ihr Naturell ab, wenn die Pflicht ruft: die von Haus aus Zaghaftesten können die besten Seelsorger werden, denn ohne Achtung und heilige Scheu vor des Nächsten Seele kann man sie wohl vergewaltigen, aber sie nicht „selig machen." Wenn aber nicht ohne Grund gesagt wird, daß die Neuordnung unsres öffentlichen Lebens dem Geistlichen manche sichere Gelegenheit genommen, um mit seinen Gemeindegliedern zusammenzukommen, so sei das ein Grund nicht zu fruchtloser Klage, sondern ein Sporn, andere zu finden. Mit Recht ist viel die Rede vom Gemeindeideal, noch wichtiger ist auch hier die That, wodurch jeder in seinem Kreis das Mögliche erstrebt. Die Standesregister sind nicht mehr in unsrer Hand. Was hindert uns Seelenregister, was sie doch zuerst waren und immer zuerst hätten bleiben sollen, zu führen äußerlich und innerlich. Z. B. ein Gruß ins erste schwere Militärjahr, der flüchtigen Postkarte anvertraut, wenn von Herzen gekommen, ist ein „Gruß der Heiligen."

Im evangelischen Vollbegriff verstanden, hängt auch der geſellige Verkehr des Geistlichen mit der Seelsorge zusammen, desto mehr, je weniger er den „Geschmack“ davon erwecken will. Eben darum soll aber auch der ganze Ton des Hauses von diesem höchsten Ziel bestimmt sein. Und an dieser Stelle darf ich ohne Commentar das Wort des Kirchenmannes erwähnen, daß er über seine Candidaten erst dann ein Urteil sich getraue, wenn sie ihren eigenen Herd gegründet. Gewiß, wir mögen guten Gewissens als seltene Ausnahme es bezeichnen dürfen, wenn der Dichter den von häuslicher Fessel Gehemmten sagen läßt „was hab' ich mit Ideen denn zu schaffen?“ Aber ganz gesichert vor solchem Schicksal ist doch nur, wer für diese wichtigste Entscheidung einen stärkeren Rat gefunden, als sein eigenes Herz. Wer eingebildet genug ist, um Jacobus 1,5 nicht wenigstens hier gelten zu lassen, dem geschieht sein Recht, wenn er falsch wählt. —

Die Person ist alles. Noch viel Anwendungen dieses Grundgedankens sind im Rückstand. Aber es wäre doch nur Anwendung und Ausführung. Und die Mittel, wodurch wir die persönliche Stellung zum geistlichen Beruf im Beruf stärken, sind dieselben, wodurch wir sie jetzt in der Vorbereitung gewinnen können. Hilfreicher als blasse Regeln sind uns dazu lebendige Vorbilder. Die „Erinnerungen eines Landgeistlichen“, eines Kingsley's Leben in Briefen, oder wer es immer sei, aber irgend ein erprobter Vollendeter leite unsere ersten wichtigen Schritte, nicht zur Nachahmung, aber zur Nacheiferung. Eine besondere Probe unseres Charakters wird immer die Entscheidung für uns sein,

welche „Stelle“ wir suchen oder annehmen. Da muß Luthers Wort unvergessen bleiben: „was kümmerst du dich so sehr, lieber Bruder, thu also und wart' auf den, der dich berufen hat. Ja und wenn du weiser wärest als Salomo und Daniel, doch eh' du berufen wirst, flieh das Predigamt als die Hölle und den Teufel. Wird Gott dein bedürfen, er wird dich wohl berufen . . .“ Veränderte Zeiten und die Eigenart jedes einzelnen mögen es schwer machen, das Wort auf sich anzuwenden. Aber es wird gelingen, wenn in etwas das, was wir von der persönlichen Stellung zum geistlichen Beruf geredet, irgend unser Eigentum geworden ist. —

„Nur Persönliches kann Persönliches heilen“. In diesem Bekenntniß hat unser deutscher Religionsphiloſoph sich über sich selbst erhoben und wie ein Prophet ein tiefstes Geheimniß unserer Religion herrlich ausgesprochen. Unsere Gemeinschaft in diesen Sonnabendstunden löst sich nun wieder, und weil wir so viel Persönliches zusammen verhandelten, bedeutet dies Ende wohl etwas mehr als manchmal sonst. Daher drängt sich ein persönlicher Abschiedswunsch von selbst auf die Lippen. Es soll kein anderer sein als der, daß uns das eben vernommene Wort beschäftige, bis wir es in seinem tiefsten Sinne ergriffen haben. Unser Beruf fordert Personen, weil er ganz und gar Wirkung auf Personen ist. Vom Höchsten ergriffene Personen, weil er Personen im Höchsten fördern will. Viel Großes bietet sich uns an, und wo mehr als auf der Hochschule? Nun, „die Sonne Homers, siehe sie lächelt auch uns“. Auch von dem göttlichen Platon

und unſres eigenen Volkes Dichterfürſten, der Vergangenheit und Gegenwart, Oſt und Weſt vereint, auch von dem immer höher ſteigenden Geſtirn Carlyle's gilt das pauliniſche „alles iſt euer“. Aber es iſt das Einzige nicht und nicht das Beſte. Und dieſes Beſte iſt nur in Einem wirklich, ganz Perſon. Wir werden Perſonen, wenn wir uns von Ihm ergreifen laſſen. Dann vermögen wir auf andere perſönlich zu wirken. Aber auch dann iſt immer Er der Wirkende. Unſere rechte perſönliche Stellung zum geiſtlichen Beruf iſt im letzten Grund die Stellung zu Ihm. „Nur Perſönliches kann Perſönliches heilen“. —

Im Sommer 1893 ist erschienen:

Häring, Th., zur Versöhnungslehre. Eine dogmatische Abhandlung. VI, 94 S. 1 M. 80 Pf.

Soeben erscheint:

Spitta, Friedrich, der Entwurf der preuß. Agende. Liturgische Betrachtungen über die Form d. Gemeindegottesdienste. Preis etwa 1 M.

Uhlhorn, G., die kirchliche Armenpflege in ihrer Bedeutung f. d. Gegenwart. 1893. 1 M.

— **Katholizismus und Protestantismus gegenüber der sozialen Frage.** 2. unveränd. Aufl. 1887. 1 M.

Berger, die Lehre vom Reiche Gottes. Ein Leitfaden. 1891. 80 Pf., kart. 1 M.

Dörries, B., der Glaube. (Erklärg. des Kat. I.) Ein Beitr z. Reform d. Katechismusunterrichts. 1891. 4 M., geb. 4,60 M.

Knoke, K., Grundriß der praktischen Theologie. 3 Aufl. 1892. 3 M., geb. 3,60 M.

Lohmann, Lehrbuch der Kirchengeschichte. 3. Auflage, völlig umgearbeitet von Professor Dr. O. Netoliczka. 1893. 2 M., geb. 2,30.

Zunächst **für höh. Lehranstalten** bestimmt, aber von der Zeitschrift für Kirchengeschichte (Band XIV, 2) als „eine hervorragende Leistung", **auch zum sonstigen Gebrauch** warm empfohlen.

Schultze, J. H., textgemäße Predigtentwürfe. 3 Theile. 3. Auflage. 1888 und 1889. 7 M., geb. 8 M.

(1. Theil. Die evang. Pericopen. 2 M. — 2. Theil. Die epistol. Pericopen. 2 M. — 3. Theil. Frei evangel. u. epistol. Texte. 3 M.

Handkommentar zum Alten Testament. Herausgegeben von W. Nowack. Lex. 8°.

Bis jetzt sind erschienen:

II. Abth. 2. Bd. **Die Psalmen**, übers. und erkl. v. Fr. Baethgen. 1892. 8,20 M., geb. 10 M.

III. Abth. 1. Bd. **Jesaia**, übers. u. erkl. v. B. Duhm. 1892. 8,20 M. geb. 10 M.

Im Herbst 1893 erscheint:

III. Abth. 2. Bd. **Jeremia** v. F. Giesebrecht u. **Klagelieder Jeremiae** v. M. Löhr. Geh. etwa 7,50 M.

Schultz, H., alttestamentliche Theologie. Die Offenbarungsreligion auf ihrer vorchristlichen Entwicklungsstufe. 4. völlig umgearbeitete Auflage. 1888. 15 M., geb. 16,80 M.

— **Grundriß d. evang. Dogmatik.** 2. Aufl. 1892. 2,60 M., geb. 3,20 M.

— **Grundriß d. evang. Ethik.** 1891. 1,80 M., geb. 2,40 M.

Der Umstand, daß das bedeutendste exegetische Werk der protestantischen Theologie, der

Kritisch-exegetische Kommentar

über das

Neue Testament

begründet von

H. A. W. Meyer

in seinem umfangreicheren Theile **in völlig neuer Darstellung** umgearbeitet vorliegt, veranlaßt uns, auf den

Vortheil des ermäßigten Preises von 97½ Mark

bei Bezug des vollständigen Werkes auf einmal in soliden Halbfranzbänden (statt 127½ Mk. bei Einzelbezug) ganz besonders aufmerksam zu machen. Dieser Preis ist billiger als der aller sonstigen theologischen Handbücher, und erleichtert die Anschaffung des Standardwerkes in besonderem Maaße.

Die seit 1888 begonnene Umgestaltung des Werkes hat dem Verlangen nach größerer Uebersichtlichkeit, Lesbarkeit und **straffem einheitlichen Gang der Erörterung** (unter Ausscheidung alles irgendwie Veralteten aus der Geschichte der Exegese) **Rechnung getragen,** und es ist geglückt, die berechtigte historische Eigenthümlichkeit des „alten Meyer" — den Charakter eines Repertoriums — trotzdem zu wahren. Im Text ist jetzt möglichst nur die eigene Auslegung der Bearbeiter nebst Begründung gegeben, die Erwähnung der Ansichten Anderer aber und die Auseinandersetzung mit ihnen ist großentheils in die Anmerkungen verwiesen.

So verjüngt wird das Werk **nicht nur** wie seit 61 Jahren seinen Platz als **Haupt-Fundgrube** der Exegeten von Fach behaupten, sondern zugleich sich wieder als ein **mit Genuß lesbares Handbuch für das Studium** derjenigen immer noch zahlreichen Theologiestudierenden und Geistlichen bewähren, welche in die einzelnen Theile der Heiligen Schrift tiefer eindringen und sich ein **gediegenes selbständiges** Urteil erwerben wollen.

Als Weihnachtsgeschenk

giebt es für Theologen kein Werk, welches eine gediegenere Grundlage für ihre ganze Laufbahn schaffen könnte.

Inhalt:

Abth.:				Mk. Pf.		Mk. Pf.
I.	1. Matthäus v. B. Weiß	1890.	8. Aufl.	7 —	geb.	8 50
—	2. Marcus u. Lucas v B. u. J. Weiß	1892.	8. Aufl.	8 —	geb.	9 50
II.	Johannes, v. B. Weiß	1893.	8. Aufl.	8 —	geb.	9 50
III.	Apostelgesch., v. H. H. Wendt	1888.	7. Aufl.	7 40	geb.	8 90
IV.	Römerbrief, v. B. Weiß	1891.	8. Aufl.	8 —	geb.	9 50
V.	1. Korintherbr., v. G. Heinrici	1888.	7. Aufl.	7 —	geb.	8 50
VI.	2. Korintherbr., desgl.	1890.	7. Aufl.	5 40	geb.	6 90
VII.	Galaterbrief, v. F. Sieffert	1886.	7. Aufl.	5 —	geb.	6 50
VIII.	Epheserbrief, v. Wold. Schmidt	1886.	6. Aufl.	4 —	geb.	5 50

Abth.:				Mk. Pf.		Mk. Pf.
IX.	Briefe an Philipper, Kolosser, Philemon, v. E. Haupt	In Vorbereitung. Erscheint bestimmt Anfang Winter 1893.				
X.	Briefe a. d. Thessalonicher. v. W. Bornemann					
XI.	Timoth. u. Titus, v. B. u. J. Weiß	1893.	**6. Aufl.**	5 80	geb.	7 80
XII.	Briefe Petri u. Judae, v. E. Kühl .	1887.	**5. Aufl.**	6 —	geb.	7 50
XIII.	Hebräerbrief, v. B. Weiß	1888.	**5. Aufl.**	5 40	geb.	6 90
XIV.	Johannesbriefe, v. B. Weiß . . .	1888.	**5. Aufl.**	3 40	zus. geb.	8 30
XV.	Jacobusbrief, v. W. Beyschlag . .	1888.	**5. Aufl.**	3 40		
XVI.	Offenbarg. Joh., v. Fr. Düsterdieck .	1887.	**4. Aufl.**	9 —	geb.	10 50

Der Preis des Gesammtwerkes bei gleichzeitigem Bezug aller 17 Bände beträgt jetzt statt 105 Mark

75 Mark (in soliden Halbfranzbänden **97 Mark 50 Pf.**)
Größere Ergänzungen nach Anfrage zu ebenfalls ermäß. Preise.

In der Kartellztg. akad.-theol. Vereine 1891. Nr. 2 schreibt Herr Prediger A. Böhm: „Als die Jubiläumsausgabe dieses Kommentars erschien, stand ich vor der Frage, **ob ein Student gut thäte, dieses bewährte, aber anscheinend theuere Werk sich anzuschaffen**. Da ich überzeugt war, daß ich später als Prediger und Katechet oft genug Veranlassung zu gründlicher Exegese haben würde, so wagte ich die Anschaffung, und habe sie nicht bereut. Je länger ich den Meyer besitze, um so unentbehrlicher wird er mir. Die kurzgefaßten Kommentare in allen Ehren: sie mögen für eine fortlaufende Lesung treffliche Dienste leisten, aber gründliche Schriftforschung, das nothwendige Eingehen auf Einzelheiten, das liebevolle Verweilen bei jedem Verse werden sie nicht anregen. Wer als Student, wenn auch manchmal mit etwas Mühe, sich in Meyer's und seiner Mitarbeiter Eigenart hineingearbeitet hat, wird den Kommentar im Amte ungern entbehren. Ohne vollständigen Kommentar des Neuen Testamentes sollte aber das Studirzimmer keines Kandidaten und Pastors sein."

Herr Prof. E. Schürer schreibt in der Theol. Literaturztg. 1893. Nr. 17 bei Besprechung der II. Abthlg.: „**Der** [Haupt-]**Text wird viel genießbarer** [durch die Neugestaltung] . . . . Auch in dieser Umgestaltung ist das Werk noch immer wie früher unsere Haupt-Fundgrube nicht nur für das exegetische Material, sondern auch für die Geschichte der Auslegung hinsichtlich jeder Einzelfrage."

„Wer nicht wenigstens einige neutestamentliche Hauptschriften mit umfassenden Kommentaren durcharbeitet, der wird das Wesen evangelischer Schriftforschung niemals recht erfassen und auch im Amte vom Gebrauch kurzgefaßter Handbücher keinen wahren Nutzen haben." Aus der Besprechung der 8. Auflage der Abth. I, 1 im Theolog. Lit. Blatt 1890 No. 50.

Praktisch-theologischer Kommentar zu den Pastoralbriefen des Apostels Paulus von Prof. Dr. Karl Knoke. 2 Theile. 1887/89. 10 Mk.

Der Brief an die Epheser erläutert von Prof. A. Klöpper. 1891. 4,40 M.

Soeben erschienen:

Tägliche Gedanken.

Aus den Schriften

Charles Kingsley's

gewählt von seiner Frau.

Autorisierte Uebersetzung von Marla Baumann.

In schöner Ausstattung u. geschmackvollem Einbande 4,50 M.

Die „Täglichen Gedanken" sind eine Sammlung des Schönsten und Besten aus den Schriften Charles Kingsley's in tagebuchartiger Form. Sie geben nicht allein ein treues Bild seines innersten Wesens, seines vielseitigen Wirkens und Schaffens zum Wohle der Menschheit, sondern regen zum Nachdenken auf allen Gebieten des Wissens und Könnens an, berühren tiefgehende Fragen religiöser und sittlicher Art, die jedes Herz bewegen oder bewegen sollten.

Das Buch bietet zugleich Raum für eigene tägliche Aufzeichnungen, oder für Eintragung von Gedenktagen. Aber auch wer keine täglichen oder gelegentlichen Aufzeichnungen macht, wird gern zu dem Buche greifen. Geistliche werden aus ihm reiche Anregung für die Predigt und Seelsorge schöpfen. Sie besonders seien auf das Register aufmerksam gemacht.

Christus ist unser Friede. Soziale Zeitpredigten und Betrachtungen, gesammelt und herausgeg. von Pfarrer Lic. **Weber** in M.-Gladbach.

1. Sammlung. Mit e. Einleitung des Herausgebers: Ueber die soziale Aufgabe der Predigt in unserer Zeit. 1891. XVI, 303 S. gr. 8. — 2. Sammlung. Mit e. Einleitung von Prof. **Baumgarten-Jena**: Ueber Anwendung und Ausbreitung der Predigtgedanken unter der Kanzel. 1892. XV, 270 S. gr. 8.

Preis jeder Sammlung gebunden 4.— M. (geh. 8.— M.)

Beide Sammlungen in einem geschmackvollen Leinenbande 7.20 M.

„Daß heute sozial gepredigt werden muß, bezweifelt Niemand: wie dies zu geschehen habe, wissen wenige, und manche fehlen, indem sie es thun, aber ungeschickt. Hier hat nun ein getreuer Eckart seinem Volke den rechten Weg gezeigt. Wir finden die mannichfaltigsten Themata, die reichste Behandlung, die besten Namen. Für jede Art der christlich-sozialen Predigt sind Muster dargeboten. Wir erwarten von dem ganzen Unternehmen viel Anregung und Förderung für die Volksthümlichkeit der Predigt". (Liter. Beil. d. Deutsch. Ev. Kirchenztg., Dec. 1891.)

„Möge das Buch die Beachtung finden, welche es verdient". (Luthardt's Theol. Literaturbl. 1893, 13.)

„Schon aus diesem kurzen Auszuge ist zu ersehen, 2c.... Wir empfehlen die Sammlung auf's dringendste". (Kirchl. Monatsschr. 1893, 6.)

Von verschiedenen Consistorien warm empfohlen.

Unter den Mitarbeitern befinden sich die Herren: Baur-Coblenz, Burckhardt-Berlin, Coldit-Chemnitz, Drews-Dresden, Naumann-Frankfurt a. M., Rade-Frankfurt a. M., Sachsse-Bonn, Schuster-Hannover, Stöcker-Berlin, Uhlhorn-Hannover u. a. m.

Soziale Gedanken in Anlehnung an die Sonn- und Festtagsevangelien. Mit Einleitung und Nachwort. Von **Paul Walther**, Pastor. 1893. IV, 314 S. 8°. Preis in gediegenem Leinenbande 4.— M. (geh. 3.20 M.)

„Möchte immer mehr die christl. Gemeinde lernen, die große soziale Frage als eine sittliche anzusehen, bei deren Lösung sie sich zu betheiligen die Pflicht hat". (Theol. Lit.-Ber. 1893, 6.)

„Wij wenschen dit boek in de handen van vele predikanten en niet predikanten". [Recensent kündigt eine holländ. Uebersetzung an.] (Stimmen vor Waarhed en Vrede, 1893.)

„Ein eigenartiges und interessantes Werk wird uns hier dargeboten. . . . Man muß in der That staunen, wieviele soziale Anschauungen in den Evangelien sich finden, und ohne Zweifel sollen diese Fragen nicht von der Predigt ausgeschlossen sein. . . Gewiß kann eine angemessene Benutzung dieser mannigfachen Fingerzeige nur Segen stiften". (Luthardt's Theolog. Literaturbl. 1893, 5.)

„Für weitere Kreise, für alle, die ihr Volk und ihre evangelische Kirche lieb haben, ist dies Buch geschrieben. . . . . Wir freuen uns dieses Buches, das in überraschender Mannichfaltigkeit die ewigen Wahrheiten des Wortes Gottes auf unsere Zeit anwendet. Diese Frucht ernster Arbeit ist nicht ein eigentliches Erbauungsbuch nach dem gewöhnlichen Verstande dieses Wortes, aber es wird seinem Leser gleichwohl zur Erbauung dienen, indem es die Zuversicht zum Siege unseres Christenglaubens stärkt". (Kirchliche Mitth. f. Zwickau. 1892. No. 12.)

Feierstunden.

Kurze Betrachtungen für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres

von Prof. Lic. **Julius Smend** in Straßburg.

1892. 373 S. 8°. In gediegenem Einband 4.— M.

Neue Andachtsbücher werden immerfort in reicher Zahl geboten. Daß das vorliegende gleichwohl schnell beliebt geworden und allgemein geradezu glänzend besprochen worden ist (Abdruck der Besprechungen steht zu Diensten), beweist seine Bedeutung. Um anzudeuten, in welcher Richtung diese liegt, wollen wir hier nur darauf hinweisen, daß fast jede Seite in einer überraschenden Fülle neuer in klassische Form gekleideter Gedanken erkennen läßt, wie der Herr Verfasser **das Leben der Gegenwart** mit seinen Licht- und Schattenseiten, mit seinen Aussichten und Aufgaben auf's tiefste erfaßt hat, und **diesem** gegenüber die volle weltüberwindende Kraft des alten Evangeliums frei macht. Das Buch wird besonders auch „der religiös interessirten Männerwelt" empfohlen.

Zur Reform des evangelischen Kultus. Von Prof. Dr. **Friedrich Spitta**. 1891. VIII, 140 S. gr. 8. Preis 2 Mk. 40 Pfg.

„Wer immer für eine belebende und hebende Gestaltung unseres Kultus Sinn hat, der greife zu der Schrift, er wird sie nicht ohne mannigfache Klärung seines Urteils und Erweiterung seines Blickes aus der Hand legen." (Evangel. Gemeindebl. f. Rheinl. u. Westf. 1891, 5.)

Der Inhalt der Lehre Jesu. Von Prof. Dr. H. H. **Wendt.** 1890. XIV, 678 S. gr. 8. In schönem Halbfranzband 13.80 M. (Geh. 12.— M.)

„Möchte das Bild Jesu, welches hier so farbenreich und doch so einheitlich und fest, so erhaben göttlich und doch wieder so menschlich uns verwandt und ansprechend uns entgegentritt, durch die Vermittelung dieses fleißigen Werkes unsern Zeitgenossen näher gebracht werden!"

(Aus dem ev. prot. Sonntagsblatt „Die Kirche" 1893, 38.)

Für seine Fachgenossen hat der Herr Verfasser seine Vorarbeiten niedergelegt in dem 1. Bande: „Die evangelischen Quellenberichte über die Lehre Jesu", 1886, Preis gebd. 8.40 M. Beide Bände schön gebunden 22.20 M.

Unterricht im Christentum von Lic. theol. **W. Bornemann**, Prof., Geistl. Insp. am Kloster U. L. Fr., Magdeburg. 3. vermehrte und verbesserte Auflage 1893. In solidem Halbfranzband 5.40 M. (Die erste Auflage ist 1890 erschienen.)

„Es hat uns an einem Buche gefehlt, aus dem **höhere Gebildete** eine zusammenhängende Belehrung über das Christentum hätten entnehmen können. Wenn aber das Evangelium den Armen gepredigt werden soll, so muß es den höher Gebildeten gepredigt werden. Mit dem vorliegenden Buche hat B. der evangel. Kirche den Dienst erwiesen, den sie lange hat entbehren müssen. . . . . Aus alledem ist ein Bild entstanden, dessen Fülle alles übertrifft, was die gangbaren Lehrbücher der Dogmatik und Ethik darzubieten pflegen . . . .

(Prof. Herrmann in der Theologischen Litteraturzeitung.)

Das apostolische Glaubensbekenntnis in Predigten.

Von Prediger **F. Horn** in Halberstadt.

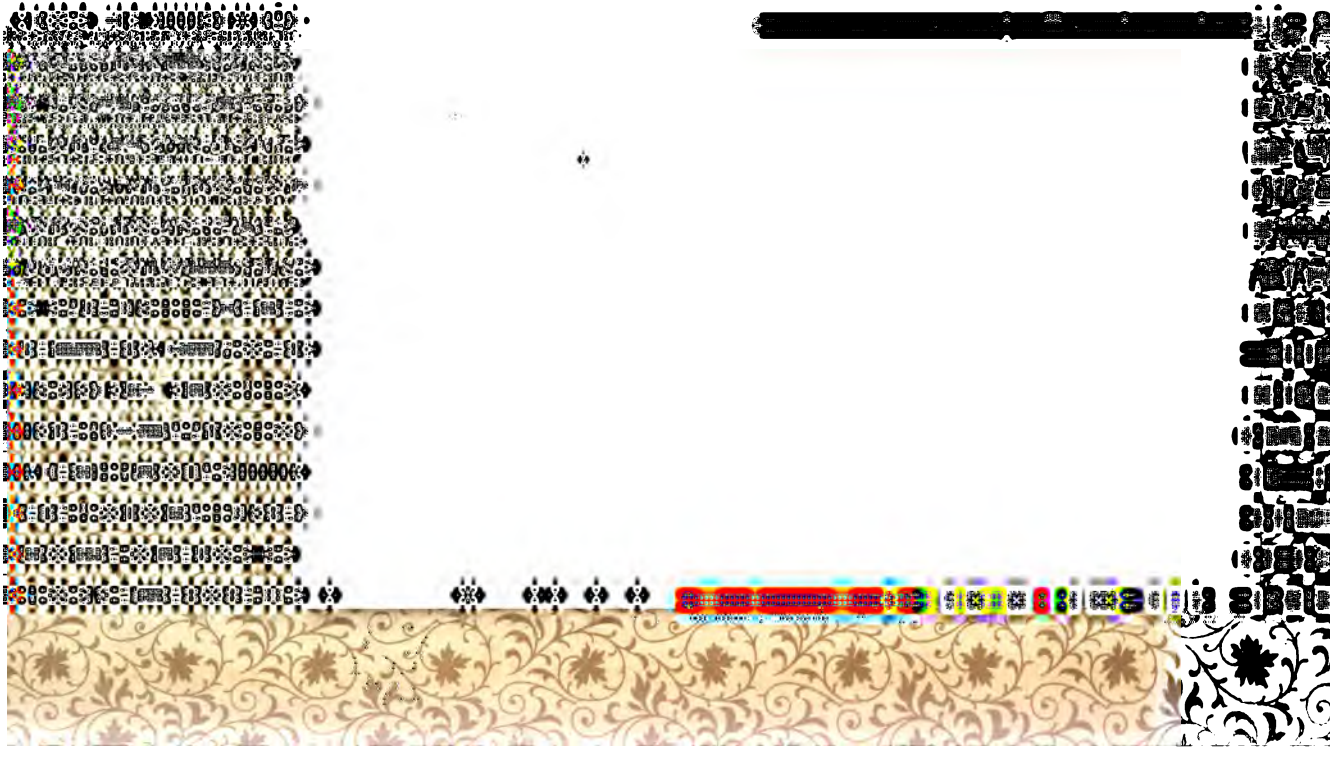
Schön gebunden 2 M.

Ein lebendiges, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhendes, gläubiges Zeugnis für die ewigen Wahrheiten, Prof. W. Beyschlag zum 70. Geburtstage zugeeignet.

Erklärung des kl. Katechismus D. M. Luthers. Ein Beitrag zur Reform des Katechismusunterrichts v. Past. Bernh. Dörries. I. Theil. Der Glaube 1891. 312 S. Geb. 4 M. 60 Pf.; geb. 4 M.

. . . „Gerade dies gründliche Eindringen und Durcharbeiten des Lehrgehalts, wodurch sich dieses Buch über den Durchschnitt unserer Handbücher hoch erhebt, macht dasselbe ungemein geeignet zur Selbstbelehrung und Vertiefung in den Katechismusstoff. Auch der Leser, der dem theologischen Wege des Verfassers nicht überall folgen möchte, wird daraus die reichste, lohnendste Anregung schöpfen und eingetaucht in einen lebendigen Strom neuer Gedanken und Gesichtspunkte, von denen aus die alten Probleme geordnet und behandelt werden, ein heilsames, stählendes Gedankenbad durchmachen." (G. v. Rohden in Zeitschr. f. d. ev. Religions-Unterr. 1893.)

Druck von Fr. Bartholomäus in Erfurt.



um ge
001750136
109